Band 886 ● 2.20 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der U-Bahn-Schreck

PICCADILLY CIRCUS

Band 886 ● 2.20 DM

Schweiz Fr 2.20 / Österreich S 18
Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275

50886

Der U-Bahn-Schreck

John Sinclair Nr. 886

von Jason Dark

erschienen am 27.06.1995

Titelbild von Maren / Clemente

Sinclair Crew

Der U-Bahn-Schreck

Dunkelheit! Dicht, drohend, unheimlich. Ein Tunnel, durch den in unterschiedlichen Zeitabständen die U-Bahnen jagten. Finsternis - wie ein schrecklicher Atem oder Sog, der alles zu sich heranzog, was in seine Nähe geriet. Aus dem Tunnel wehte die feuchte Luft wie ein kalter Hauch. Die Dunkelheit, ein mächtiger Riese, lag allgegenwärtig zwischen den Wänden. Sie lockte! Eine junge Frau, Lucy Travers, fühlte sich von dem Tunnel wie magisch angezogen…

Sie hatte sich durch die Station geschlichen, doch sie war nicht die einzige Person gewesen, aber die anderen, die Stadtstreicher, die, eingehüllt in Decken oder Schlafsäcke, ihren Rausch ausschliefen, zählten nicht. Sie waren teilnahmslos. Geflüchtet waren sie in die UBahn-Station, weil es dort nicht ganz so kalt war wie draußen.

Lucy kannte sich aus, deshalb war es ihr auch gelungen, den Augen der Überwachungskameras auszuweichen. Wie ein Dieb hatte sie sich davongestohlen, und die Turnschuhe an ihren Füßen dämpften die Tritte zur Geräuschlosigkeit.

Das Dunkel lockte sie. Es war so wunderbar, so herrlich. Die Finsternis würde ihr die Erfüllung geben. In ihr -oder war es dahinter? - lag das andere, das neue Leben ein Dasein ohne Sorgen.

Etwas anderes gab es für sie nicht. Und sie konnte sich auch keine andere Uhrzeit vorstellen, um den finsteren Tunnel zu betreten.

Lucy sprang vom Bahnsteig und duckte sich. Sie sah den Rand der Schienen etwa in Schulterhöhe an sich vorbeilaufen. Es war nur ein kurzer Blick, den sie ihnen gönnte, viel wichtiger war das, was vor ihr lag.

Der Eingang zum Tunnel war wie ein Maul. Weit hatte es der liegende Riese aufgerissen, um den Betrachter tief in seinen Schlund schauen zu lassen, wo er ihm einen Eindruck von dem widergab, was die Unendlichkeit ausmachte.

Lucy freute sich auf die Finsternis, und sie war auch froh, nicht gesehen worden zu sein, obwohl sie hinter sich eine laute Stimme hörte, die an den gefliesten Wänden widerhallte. Einer der Schläfer war erwacht. Er protestierte lautstark gegen irgend etwas. Vielleicht hatte er auch nur schlecht geträumt. Andere, die aufgewacht waren, brachten ihn mit barschen Worten zum Schweigen.

Lucy kümmerte das nicht. Endlich hatte sie ihr Reich betreten können, und sie lächelte, als sie sich an den Streben in die Höhe zog, um den Weg auf dem Schienenpaar fortsetzen zu können. Sie tat genau das, was ER ihr gesagt hatte, denn ER war Ziehvater, und ER wußte Bescheid. Auch für später.

Auf anderen Schienen hatte sie zusammen mit IHM das Laufen geübt, so daß es ihr leichtfiel, tiefer in den Tunnel hineinzugehen.

Atmete die Stille? Röchelten die Wände? Strömten sie all das aus, was sie während des Tages an Eindrücken empfangen hatten? Lucy wußte es nicht, es kam ihr nur so vor, aber es störte sie auch nicht, denn wer sollte ihr schon etwas tun, wo sie doch unter SEINEM Schutz stand?

ER wußte, was ihr guttat, und sie vertraute IHM voll und ganz. Es war stockfinster um sie herum, und Lucy bewegte sich auf den Schienen wie eine Tänzerin auf dem Seil. Sie hatte die Arme zu den Seiten hin ausgestreckt, denn so schaffte sie es am besten, das

Gleichgewicht zu halten.
Vor Eintritt in den Tunnel hatte sie noch einen Blick auf die Uhr geworfen.
Sie war in der Zeit, denn den genauen Zeitpunkt hatte man ihr mitgeteilt.
Darauf hatte er viel Wert gelegt, und sie wollten ihm auf jeden Fall gehorchen.
Schritt für Schritt drang sie tiefer in die Schwärze ein. Es gab in der Nähe kein Licht, erst weiter hinten sah sie ein paar Lampen brennen. Sie waren an den Tunnelwänden befestigt, sahen aber aus, als würden sie in der Schwärze schweben. Ein starres Licht, das trotzdem zitterte, wenn sie hinschaute. Es lag an ihren Augen; da war ein Zucken in den Pupillen, das sie abstellen mußte. Nichts mehr sollte sie aus der Fassung bringen. ER hatte ihr gesagt, was zu tun war, und SEINE Befehle mußten befolgt werden.
Lucy Travers wollte nicht bis zum Licht. Das Licht würde zu ihr kommen, aber anders, ganz anders, denn das hatte ER ihr gesagt.
ER wußte Bescheid!
Sie lächelte, als sie auch weiterhin auf den blanken Schienen balancierte. Es war nicht einfach für sie, aber sie hatte geübt, und so geriet sie nicht mal in Gefahr, auszurutschen. Lucy hatte die optimale Trittsicherheit erreicht, als sie dann stehenblieb und den Kopf drehte.
Zuerst nach rechts, anschließend nach links, denn sie wollte sehen, was sich hinter ihr tat.
Die Drehung nach links klappte bei ihr besser. Der Tunneleingang lag schon weit zurück. Sie freute sich, so viele Yards in einer derartig kurzen Zeit zurückgelegt zu haben, denn dieses Wissen gab ihr zusätzliche Sicherheit.
Ein verschwommenes Halbrund, an den Rändern gezeichnet von einem schwachen Licht. Mehr war von dem Eingang nicht zu erkennen. Das Schienenpaar glänzte unter ihr wie Eis. Es hatte bisher gut geklappt, es würde auch weiterhin klappen.
Weitergehen, Schritt für Schritt. Dem großen Ziel entgegen, nicht dem düsteren Grauen, sondern dem neuen Leben. Da konnte sie sich voll und ganz auf IHN verlassen.
ER war einfach wunderbar. ER war herrlich. ER war ihr Prinz, ER war ihr Angebeteter, ER war ihre Hoffnung, denn wenn sie daran dachte, woher sie eigentlich kam, dann… dann …
Die Gedanken brachen ab. Nicht weil sie es gewollt hätte, es gab einen anderen Grund. Unter den Sohlen ihrer Turnschuhe spürte sie das leichte Vibrieren. Der Zug kam!
Lucy Travers blieb stehen. Wäre es hell gewesen und hätte sie dabei in einen Spiegel geschaut, so hätte sie durchaus die Veränderung in ihrem Gesicht erkennen können. Ein Lächeln der Vorfreude lag in

ihren Augen, denn sie wußte, daß es nicht mal eine Minute dauern würde, bis es soweit war. Der Zug würde bestimmt nicht stoppen, nein, er würde sie packen…

Die Vibrationen verstärkten sich.

Er kam schon näher.

Lucys Blick bohrte sich in die Schwärze, die sie umgab. Sie suchte diesen kalten, hellen Schein, der durch die Dunkelheit raste, auf sie zukommen und sie erfassen würde.

Es waren zwei helle Augen!

Urplötzlich erschienen sie in der Finsternis des Tunnels, als hätte sie jemand mit einem Pinsel in die Dunkelheit hineingemalt. Sie bewegten sich, und Lucy verengte die Augen, so daß ihr die beiden Lichter vorkamen wie eines.

Sehr gut, wunderbar…

Sie sprach die Worte nicht aus, sondern nahm sie als einen inneren Jubel hin.

Die Schiene bewegte sich.

Oder war sie es, die sich bewegte?

Lucy war es egal. Sie führte die Hände zusammen, bis sich die Handflächen berührten, dann hob sie die Arme langsam in die Höhe, ohne die Hände voneinander zu lassen, und sie stand dort, als wollte sie eine Pyramide bilden.

So erwartete sie den Zug!

Das Vibrieren unter den Füßen verstärkte sich. Die Innenwände des Tunnels schienen zu stöhnen und zu schreien. Sie gaben Geräusche von sich, die Lucy nie in ihrem Leben gehört hatte. Ein Zischen, Keuchen, dazwischen ein hartes Rattern, und plötzlich war das Licht da.

Lucy Travers schrie auf!

Nicht vor Angst, sondern aus reiner Freude, denn dieses Licht bedeutete für sie das Neue!

ER hatte recht!

Ein Koloß raste auf sie zu. Schwerer Stahl, der die Luft vor sich herschob und Geräusche hinterließ, die sich von den ersten unterschieden. Nichts konnte diesen Zug stoppen. Er war vollgepumpt mit all dem Grauen, wie es andere Menschen empfinden würden, nicht aber Lucy, sie warf sich gern dem Tod entgegen.

Wie eine Mücke, die gegen die Scheibe eines schnell fahrenden Autos prallte, so klatschte sie gegen die IT-Bahn. Lucy wollte Sekundenbruchteile vorher noch vor Freude schreien und dachte daran, daß sie alles richtig gemacht hatte, doch da raste der Zug bereits über sie hinweg.

Lucy spürte nichts mehr.

Sie war selig, und sie war tot…

***

Gordon Polvera kannte die Strecke auswendig. Er fuhr häufig nachts, da war nicht so viel los. Er konnte es sich im Führerstand fast gemütlich machen. Auf langen Geraden trank er mal einen Schluck Kaffee oder aß kleine gefüllte Pfannkuchen, die ihm seine Frau immer mitgab. Sie waren mit einer Fleischfüllung versehen, deren Zusammensetzung nur sie kannte. Das Rezept hatte sie von Gordon Polveras Mutter bekommen. Als Erbin gewissermaßen, denn drei Tage danach war sie gestorben. Als hätte sie es genau gewußt. Immer wieder mußte Gordon an sie denken, wenn er in die flachen Pfannkuchen hineinbiß und sich jedesmal am Geschmack der Füllung erfreute.

Es gab für ihn keinen Grund, daß diese Nacht anders verlaufen sollte als die anderen davor. Die Bahn war nicht nur das umweltfreundlichste, sondern auch das sicherste Verkehrsmittel. Doch was dann geschah, würde er nie mehr vergessen.

Noch war alles normal, und der Wagen fuhr auch mit normaler Geschwindigkeit durch die Röhre. Nichts deutete auf eine Veränderung hin. Polvera kaute am letzten Bissen des Pfannkuchens, als plötzlich die schmale Gestalt im Licht der Lampe erschien. Eine Frau auf den Schienen! Diese fünf Worte schrillten wie ein Alarmsignal durch seinen Kopf. Sie sägten in sein Hirn. Die nächtliche Routine riß.

Er hatte noch gesehen, daß sich die Frau nach vorn beugte. Er glaubte auch einen Ruck zu spüren, und er hörte sich schreien. Die Scheibe und das Licht vor ihm gerieten in einen zuckenden Tanz. Polvera sah bereits das Ende des Tunnels, und ihm kam in den Sinn, daß er bremsen mußte. Er kannte die Verhaltensregeln, er hätte auch schon eine Vollbremsung durchführen müssen, doch der Schock hatte einfach zu tief gesessen und ihn starr gemacht.

Polvera bremste auch. Da aber befand er sich bereits in der Station. Er hörte das schrille Kreischen, und ihn schwindelte. Ihm war schlecht. Er dachte daran, wie die Frau wohl jetzt aussehen mußte, er spürte das harte Klopfen seines Herzschlags, und durch seinen Kopf schössen die Gedanken, aufgeteilt in Vorschriften, denn es gab gewisse Muster, nach denen er sich zu richten hatte.

Er würde Alarm geben müssen. Er hatte einen Menschen überfahren. Er mußte den Alarm auslösen.

Polvera nahm Kontakt mit der Zentrale auf. Dort war die Vollbremsung bereits von den Zugsicherungssystemen gemeldet worden.

»He, Polvera, was ist los?«

»Die… die Frau …«

»Welche Frau?«

»Die auf den Gleisen.« Er saugte den Atem ein. »Die im Tunnel gestanden hatte…«
»Eine Frau?«
»Ja. Sie ist…«
»Haben Sie die Person erwischt?«
Polvera konnte nicht mehr sprechen. Er nickte. Er war feucht von Schweiß geworden.
»Verdammt noch mal, wir kommen…«, hörte er über Funk die Stimme des Kollegen.
Gordon Polvera war alles egal. Er schaffte es nicht mehr, sich auf den Beinen zu halten, mußte sich setzen, verfehlte den Sitz und fiel auf den Boden. Dort blieb er hocken und vergrub sein Gesicht in beide Hände.

***

In der Tunnelnische lauerte die Gestalt!
Schon seit geraumer Zeit hatte sie diesen Platz eingenommen, denn auf keinen Fall wollte sie die große Szene verpassen, für die sie gesorgt hatte wie ein Regisseur. Der wartende Mann kannte das Risiko, er hätte es auch auf eine andere Art und Weise versuchen können, aber er liebte nun mal das Spekulative, wenn er sich schon als so etwas wie einen modernen Doktor F-auchrankenstein bezeichnete. Schließlich hatte er sich einen bestimmten Namen gegeben, unter dem er firmierte. Er nannte sich Doktor Frank N. Stone, ein Gag, der ihm gefiel, und er hatte sich vorgenommen, daß die Welt noch von ihm hören sollte. Frank N. Stone!
Sehr bald schon würden sie seinen Namen zitternd aussprechen. Er hatte längst erkannt, wie groß seine Macht geworden war. Zwar war er als Mann kein Schönling, aber er wirkte auf Frauen.
Wie auf diese Lucy Travers!
Sie war ihm voll ins geistige Messer gelaufen. Er hatte sie manipulieren können, sie gehorchte ihm wie eine Marionette, und sie war bereit, für ihn in den Tod zu gehen, um anschließend durch ihn ein neues Leben zu empfangen.
Im letzten Jahrhundert hatte Mary Shelly ihren Roman »Frankenstein« geschrieben, und noch heute faszinierte er die Leser.
Dazu gehörte auch Frank N. Stone. Aber er war auf eine andere Weise davon fasziniert gewesen. Dieser Roman hatte ihm als Vorlage gedient.
Er war auch kein Arzt wie der echte Doktor Frankenstein.
Daran wollte er nicht denken. Als er sich bewegte, hörte er das Knistern neben sich. Es war der dunkelblaue Plastiksack, den er mitgenommen hatte, denn der war ungemein wichtig. Schließlich mußte die Beute abtransportiert werden.

Stone wartete.

Der Platz in der Nische, war nicht gerade sein Fall, aber für seine Beobachtung ideal. Er würde alles mitbekommen, und er würde schnell handeln können. Das war wichtig. Bevor andere zur Stelle waren, hatte er seine Aufgabe schon erledigt und war wieder verschwunden.

Natürlich hätte Frank N. Stone auch weniger spektakulär vorgehen können. Er hätte zum Beispiel eine Leiche aus einer Leichenhalle stehlen können, doch er liebte das Risiko, und er wollte auch auf sich aufmerksam machen. Er wollte die Menschen schocken und nicht im geheimen operieren. Er wollte sie aus ihrem satten Schlummer hervorreißen und ihnen beweisen, wie mächtig doch die Kräfte waren, die die meisten Menschen verdrängt hatten.

Es würde klappen. Er war gut genug. Er verfügte über die Macht und die Kenntnisse.

Sein Mantel, in den er sich eingehüllt hatte, bestand aus grauem Stoff.

Er hatte den Kragen hochgeschlagen, so war die faltige Haut des Halses nur von vorn zu sehen. Sein schmales Gesicht zeigte eine ungewöhnliche Blässe, als wäre er selbst eine Leiche, und das ebenfalls dunkelgraue, bald schon aschig wirkende Haar war glatt nach hinten gekämmt worden. Es entblößte eine hohe Stirn, ebenfalls graue Brauen, aber düstere Augen, deren Pupillen irgendwie kantig wirkten.

Seine Lippen waren ebenfalls kaum zu erkennen. Sie bestanden einzig und allein aus zwei Hautfalten, die aufeinander lagen.

Abwarten… darauf hoffen, daß Lucy kam.

Und sie enttäusche ihn nicht, denn plötzlich tauchte ihre schmale Gestalt für einen Moment am Eingang der Röhre auf, bevor sie wieder verschwand.

Frank N. Stone war zufrieden. Er ballte seine Hände zu Fäusten, seine Lippen zuckten, sie verzerrten sich zu einem Lächeln, und er nickte sich selbst zu.

Lucy war gut. Sie reagierte schon jetzt, als wäre sie sein persönliches Geschöpf.

Alles würde klappen.

Lucy kletterte auf die Schienen. Noch fiel von der Station her genügend Licht weit genug in die Röhre hinein, so daß der in der Nische stehende Beobachter die Frau deutlich erkennen konnte.

Lucy balancierte in seine Richtung. Sie hielt sich wunderbar. Sie rutschte nicht ab, und Frank N. Stone bereitete es einen regelrechten Spaß, sie dabei zu beobachten.

Er hatte sich genau die richtige Person ausgesucht und war schon jetzt zufrieden.

Lucy war seine Marionette. Sie tat alles, was er wollte. Sie hielt sie unter seiner Kontrolle. Sie würde es nicht wagen, auch nur einen Schritt von dem Weg abzugehen, den er ihr vorgezeichnet hatte. Lucy war ein Mensch, aber sie stand unter dem Druck dieses Frank N. Stone. Er hielt sie unter Kontrolle, er würde es auch weiterhin tun, wenn er aus Lucy eine andere gemacht hatte.

Er schaute auf die Uhr. Die Zahlen und die beiden Zeiger leuchteten. Die Zeiten kannte er genau. Er wußte, wann der Zug in die Station hinter dem Tunnel einfuhr. Selten hatte es da Verspätungen gegeben.

Lucy wußte ebenfalls Bescheid. Sie hatte nur genickt, und sie würde auch keine Angst haben. Nicht vor der Dunkelheit, nicht vor der U-Bahn, nicht vor dem Tod…

Denn der Tod bedeutete bei einem Mann wie Frank N. Stone noch längst nicht das Ende, das stand auch fest.

Er blickte nach rechts in die Tiefe der Röhre hinein und entdeckte die beiden hellen Punkte. Er hörte die Elektromotoren summen. Der Tunnel atmete plötzlich. Er stöhnte, er zischte, er war zu einem vibrierenden Ungeheuer geworden. Der Zug schob die Luft vor sich her. Ein hartes Rattern war zu vernehmen, das unheimlich klang. Der Boden erzitterte.

Auch ein Frank N. Stone spürte das Gefühl der Spannung. Es nahm ständig zu, er blickte zu seinem Schützling hin, dem es nichts ausmachte, daß er auf den Schienen stand.

Dann war es vorbei!

Frank N. Stone konnte nicht anders, er mußte lachen, als er sah, wie exakt sich Lucy Travers verhielt. Bevor der Zug sie erreichte, sah sie aus, als wollte sie sich vor ihm verbeugen, und dann war von ihr nichts mehr zu sehen.

Die Wagen rasten über sie hinweg.

Sie wurde getötet. Die Eisenräder zerschnitten ihren Körper.

Stone hielt nichts mehr in seinem Versteck. Er hielt die große Plastiktüte fest umklammert. Aus der anderen Hand schaute die Staubleuchte hervor, deren Lichtkegel über den Boden huschte, um ihm das zu zeigen, was er suchte.

Er hatte es schon gefunden, als der Zug weiter vor ihm anhielt und die Geräusche der kreischenden Rädern und gequälten Schienen noch in seinen Ohren gellten.

Er bückte sich.

Er lächelte, denn er hatte den Kopf der Frau gesehen und auch das Gesicht.

Augen, in denen die Starre des Todes lag, aber Lippen, die zu einem Lächeln verzogen waren.

Als hätte sich Lucy auf ihren Tod gefreut…

***

Die Kollegen hatten sich wirklich beeilt. Sie hatten auch einen Notarzt mitgebracht. Mochte der Teufel wissen, wo sie ihn so schnell aufgetrieben hatten.

Gordon Polvera hatte den Führerstand verlassen und hockte auf einer Bank in der Station. Er war bleich im Gesicht, er stand dicht davor, sich zu übergeben, und er hielt sich nur mit größter Mühe zurück.

Noch immer weigerte sich sein Gehirn zu fassen, was ihm widerfahren war. Er fuhr die Strecke lange genug. Nie war etwas passiert, nie war der Alptraum eines Triebwagenführers wahr geworden, daß plötzlich jemand auf den Schienen stand oder sich vor seinen Zug warf.

Polvera hatte sich in eine Decke eingewickelt. Dennoch fror er. Es lag auch an seiner inneren Kälte. Er kämpfte gegen die Erinnerung an den Schrecken an, aber es wollte ihm nicht gelingen, dies zu unterdrücken.

Er starrte ins Leere. Die Umgebung - eigentlich für ihn so vertraut - kam ihm vor wie eine kahle Totenlandschaft, in der kein Leben mehr zu finden war. Alles war vernichtet worden, ausradiert, getötet, weggezerrt aus der Wirklichkeit.

Es war eine Frau, dachte er. Eine noch so verdammt junge Frau. Er hatte sie ja noch gesehen. Die hellen Haare, der dunkle Mantel, der offenstand. Das alles war ihm in einer winzigen Zeitspanne aufgefallen und hatte sich tief in sein Gedächtnis eingegraben.

Er würde Urlaub nehmen müssen, um zu dem Schrecken Abstand zu gewinnen.

Und dann? Würde er jemals wieder fahren können? Polvera wußte es noch nicht Kr wollte sich auch mit einer nebulösen Zukunft nicht beschäftigen, die Gegenwart war wichtiger, und sie füllte sich mit schallenden Stimmen, all seine Kollegen aus der Röhre zurückkehrten, den Bahnsteig erklommen und auf den auf der Bank sitzenden Mann zugingen.

Gordon Polvera drehte den Kopf nach links, um den vier Helfern entgegenzuschauen.

Er rechnete damit, daß sie die Leiche der Frau oder das, was von ihr zurückgeblieben war, auf einer Bahre trugen, aber das war nicht der Fall.

An der Spitze gingen Quinn McLaren und der Arzt. McLaren war Polveras Vorgesetzter. Er redete auf den Arzt ein, der zuhörte, hin und wieder nickte, aber auch die Schultern hob, als hätte er etwas Unbegreifliches erlebt.

Die beiden Männer kamen auf ihn zu. McLaren zog ein düsteres Gesicht.

Er war sowieso ein Mann, der zum Lachen in den Keller ging, jetzt verhieß sein Gesichtsausdruck wahrlich nichts Gutes. Seine grauen Augen schienen Gordon durchbohren zu wollen, aber er hielt sich

zurück und ließ dem Arzt den Vortritt. Der Mann hatte seine Tasche auf die Bank gestellt und sie aufgeklappt. Er lächelte Polvera zu. »Wie geht es Ihnen?«

»Nicht gut.«

»Es ist der Schock, ich weiß. Deshalb werde ich Ihnen eine Spritze geben. Sie beruhigt und…«

»Nein, nein, keine Spritze.«

»Warum nicht?«

»Ich will es nicht.«

»Dann kommen Sie ohne zurecht?«

»Ja.«

»Gut.« Der Arzt nickte. »Ohne die Einwilligung eines Patienten kann ich nichts unternehmen. Nun ja, es ist sowieso alles so ungewöhnlich und auch seltsam.«

Was der Arzt damit gemeint hatte, bekam Gordon Polvera später zu hören, als der Mediziner verschwunden war und er mit seinem Vorgesetzten McLaren allein auf der Bank saß.

»Jetzt mal unter uns Pastorentöchtern, Gordon. Du hast also gesehen, wie eine Frau auf den Gleisen stand.«

»Ja.«

»Und dann hast du sie überfahren?« Polvera runzelte die Stirn.

»Scheiße, was soll das? Das weißt du doch, Quinn.«

»Nein, weiß ich nicht.« Polveras Herz schlug wieder schneller. »Ihr seit aus dem Tunnel gekommen. Ihr habt die Stelle untersucht, wo ich die Frau erwischt habe. Was gibt es da noch zu fragen?«

»Jedenfalls eine Menge.« Polvera schüttelte den Kopf. »Pardon, aber das begreife ich nicht. Was ist denn los?«

»Das will ich dir gern sagen, und deshalb bin ich auch hier. Wir haben keine Frau gesehen. Keine Leiche, keine Reste, keine Tote, verdammt, es war nichts da!«

Gordon Polvera hockte auf der Bank und rührte sich nicht mehr. Er sah noch, wie die letzten der wenigen Reisenden in den Ersatzzug einstiegen, der gerade angekommen war, und er wagte auch nicht, seinen Vorgesetzten anzuschauen, sondern starrte über die Gleise hinweg ins Leere. Seine Zunge bewegte sich über die Lippen. Die Nasenflügel zuckten, und Quinn McLaren wiederholte seine Aussage noch einmal.

Erst jetzt war Polvera in der Lage, etwas zu sagen. »Nichts gefunden?« hauchte er.

»So ist es.«

»Gar nichts?«

»Doch, ein paar Blutflecken, das war alles. Aber die Frau selbst oder die Leiche war verschwunden. Sonst hätten wir die Leute nicht durchgelassen. Wenn da nicht das frische Blut gewesen wäre, hättest

du dich auf verdammt unangenehme Fragen gefaßt machen müssen. Aber das Blut ist vorhanden, deshalb glaube ich dir auch.«

Polvera kam mit dem Verlauf der Dinge nicht zurecht. Er wollte so viel sagen, nur war es ihm nicht möglich. Er schaffte es einfach nicht, er bewegte nur die Lippen, hatte die Stirn in Falten gelegt und schüttelte den Kopf.

McLaren stieß ihn an. »He, hast du nicht gehört?«

»Doch - schon.«

»Und was sagst du dazu?«

»Ich habe die Frau gesehen. Sie tauchte so schnell auf, daß ich nicht mehr bremsen konnte. Es hat sie gegeben, verdammt, und sie muß auch überfahren worden sein. Da gibt es keine andere Möglichkeit.«

»Wäre logisch. Aber ebenso klar ist, daß wir keine Leiche gefunden haben.«

»Das verstehe ich nicht«, murmelte Polvera.

»Ich auch nicht.«

Gordon hob die Schultern. Die Decke geriet durch die Bewegung ins Rutschen und glitt von seinem Körper, was ihn nicht weiter störte. »Aber es hat sie gegeben, Quinn! Ich habe sie gesehen, und ich habe mir auch nichts eingebildet, das kannst du mir glauben. Diese Frau war echt. Daß sie verschwunden ist, kann ich nicht begreifen. Da gibt es nur eine Erklärung.«

»Okay. Und welche?«

»Man hat sie weggeholt, verstehst du?«

McLaren lachte. »In der Nacht? In der Röhre?«

»Ja.«

»Und wer soll das getan haben?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Ich auch nicht«, gab McLaren zu, »und deshalb habe ich schon die Polizei alarmiert. Spezialisten werden sich um den Fall kümmern. Natürlich wird man dich verhören, Gordon. Bist du in der Lage, die entsprechenden Antworten zu geben?«

Polvera ging darauf nicht ein. Er schüttelte immer nur den Kopf, redete mit sich selbst, wobei sich das Wort verschwunden mehrmals wiederholte. Er kam mit dem Unfall nicht zurecht, und er würde auch der Polizei nichts anderes berichten können.

»Kein Kommentar, Gordon?«

»Nein, Quinn. Nicht den, den du gern hören möchtest.« Er antwortete mit tonloser Stimme. »Wenn die Leiche tatsächlich verschwunden ist, muß sie jemand geholt haben, denke ich.«

»Das stimmt.«

»Und wer kann das sein?«

McLaren lachte so laut, daß dieses Geräusch sogar Echos produzierte.

»Das darfst du mich nicht fragen, Gordon, ich weiß es nicht.

Vielleicht hat der Teufel persönlich die Tote geholt.«

Gordon Polvera drehte McLaren sein Gesicht zu und starrte ihm in die Augen. »Der Teufel, sagst du?«

»Ja, der Teufel.«

Polvera lachte nicht mal darüber. Er zog die Schultern noch mehr ein und murmelte. »Vielleicht hast du sogar recht, Quinn. Vielleicht ist es wirklich der Leibhaftige gewesen. Man kann ja nie wissen…«

***

Auch der Polizei konnte Gordon Polvera keine anderen Auskünfte geben. Die Beamten hatten sich die Stelle in der Röhre vorgenommen, wo der Unfall passiert war. Sie hatten sie genau untersucht und waren auch tiefer in den Tunnel eingedrungen, weil sie davon ausgingen, daß die Frau nur verletzt war und sich in den Tunnel geflüchtet hatte.

Sie fanden sie nicht.

Die einzige Spur blieben die Blutflecken, und sie bestätigten in etwa die Aussagen Gordon Polveras.

Selbst die Beamten mußten zugeben, daß sie vor einem Rätsel standen.

Einer von ihnen meinte, daß dieser Fall wohl nie gelöst werden würde und als rätselhafter Vorgang in die Geschichte einging.

Gordon Polvera aber mußte immer wieder daran denken, wie diese junge Frau im Licht der Scheinwerfer auf den Schienen gestanden hatte.

Es war keine Einbildung gewesen, diese Person war auf die Gleise geklettert, das stand fest.

Und jetzt war sie weg.

Wohin, das wußte niemand.

***

Gordon Polvera wurde für zwei Wochen in Urlaub geschickt, um den Schock zu verdauen. Das packte er nicht so ganz, obwohl ihm seine Frau dabei zu helfen versuchte. Jedenfalls fürchtete er sich davor, seinen Dienst wieder anzutreten.

Der Fall der Selbstmörderin wurde zu den unerledigten Akten gelegt und vergessen…

***

Fast einen Monat später!

Der Herbst lag in den letzten Zügen, die Kälte des Winters war noch nicht da, und eigentlich war es für Ende November viel zu warm, das jedoch hatte die Stadtstreicher nicht davon abgehalten, sich wieder in den Stationen der U-Bahnen zu sammeln, um hier etwas Wärme zu tanken. Der Betrieb lief normal, an den Fall der jungen Selbstmörderin dachte niemand mehr.

Gordon Polvera hatte seinen Dienst wieder angetreten. Bevor er allerdings wieder auf die Strecke ging, hatte er für ein halbes Jahr Überwachungsaufgaben wahrzunehmen. Mal saß er vor den Monitoren und beobachtete die riesige Station am Piccadilly, mal war er unterwegs, um Bahnanlagen zu inspizieren: Weichen, Signale, Rolltreppen. Mit der Zentrale stand er über ein drahtloses Sprechfunkgerät in Verbindung, um jeden Vorfall so schnell wie möglich melden zu können.

Natürlich gab es an den Knotenpunkten der U-Bahn noch immer die Kleinkriminalität. Ihr Herr zu werden, war so gut wie unmöglich. Besonders Taschendiebe sorgten bei den Fahrgästen für böse Überraschungen. Vielleicht konnte Polvera einen dieser Diebe in flagranti ertappen.

Die Zeit heilt viele Wunden, das wußte Gordon Polvera, und auch seine Wunde, die Erinnerung an den schrecklichen Vorfall, war fast verheilt, doch vergessen hatte er es nicht. Immer wieder stieg der Vorgang in ihm hoch, besonders dann, wenn er sich im Dienst befand, denn er rechnete damit, daß ihm plötzlich die junge Frau begegnen würde. Rational war das nicht zu erklären. Es hatte ihn wie eine Phobie überfallen, es war ein innerer Drang, sich die Leute besonders genau anzuschauen und darauf zu warten, daß eine bestimmte Person erschien.

Gesprochen hatte er über dieses Problem mit niemandem, nicht mal mit seiner Frau. Sie hätte ihn ausgelacht, denn wer tot war, der kam nicht mehr zurück. Und einen derartigen Aufprall überlebte niemand. Niemand würde ihm glauben, und Gefühle waren schließlich keine Beweise.

Polvera tat seinen Dienst wie immer. Äußerlich war ihm nichts anzusehen, aber in seinem Innern brodelte es oft genug. So schaute er sich auf seinen Kontrollgängen ständig um und machte dabei den Eindruck eines Mannes, der verfolgt wurde.

Den Kollegen war sein Verhalten das eine oder andere Mal aufgefallen.

Sie hatten ihn auch danach gefragt, aber nur ausweichende Antworten erhalten.

An einem Dienstag, dem letzten im November, trat er am Mittag wieder seinen Dienst an. In dieser Schicht würde er sich fast ausschießlich in der Station aufhalten. Er spielte den Sicherheitsbeamten. Der große Run auf die Züge begann am Morgen an, wurde dann schwächer und nahm am späten Nachmittag und gegen Abend wieder zu, wenn der Feierabend eingeläutet wurde.

Aber auch im Laufe des Tages nahm der Betrieb nicht sonderlich ab. Es mußte damit zusammenhängen, daß in vier Wochen das Weihnachtsfest vor der Tür stand. Da fingen die Menschen schon jetzt

damit an, in der City of London nach Geschenken zu suchen, die in der Fülle in den Außenbezirken nicht zu finden waren.

So etwas wußten nicht nur die Bediensteten der Bahn, das lockte auch Taschendiebe gerade zu den Knotenpunkten der U-Bahnen, und Polvera war zusammen mit seinen Kollegen noch wachsamer.

Da sich das Wetter wieder erwärmt hatte, hockten tagsüber kaum noch Stadtstreicher in den Gängen. Die Männer und Frauen hatte es zurück an die Oberwelt gezogen, und auch das Bellen ihrer Hunde war nicht mehr zu hören. Bei ihnen war es in Mode gekommen, mit einem Hund unterwegs zu sein. Verständlich, denn was sie von anderen Menschen nicht bekamen - Wärme und Liebe - brachten ihnen die Tiere entgegen.

Gordon Polvera schlenderte an ihren Schlafplätzen vorbei. Decken und große Plastiktüten waren von ihnen zurückgelassen worden, und auch Kippen lagen auf dem Boden, obwohl das Rauchen in den Stationen ausdrücklich verboten war.

Polvera hob einige leere Schnapsflaschen auf und warf sie in einen Abfalleimer.

Zwei alte Frauen schauten ihm dabei zu. Sie hockten an der Wand. Eine von ihnen spielte auf einer Mundharmonika, der sie sehnsüchtig klingende Weisen entlockte. Ein Hut stand für Spenden bereit. Vier Münzen schimmerten darin.

Polvera blieb vor den Frauen stehen.

Das Spiel der Mundharmonika verstummte. Die dunklen und müden Augen der Frau richteten sich nach oben. Sie zog dabei die Beine an, und die Decke verrutschte etwas.

»Stört dich das Spiel, Mann?«

Polvera schüttelte den Kopf. »Nein. Es gefällt mir sogar.«

Er griff in die Tasche und ließ zwei Münzen in den Hut fallen. Die kaum erkennbaren Lippen im faltenreichen Gesicht der alten Frau verzogen sich zu einem dünnen Lächeln.

»Danke, du bist ein guter Mensch. Das sage ich nicht, weil du mir Geld gegeben hast, sondern weil ich es spüre.«

Polvera wußte nicht, wie er reagieren sollte. »So…?«

»Ja.«

»Weißt du noch mehr?« Die Alte nickte. »Was denn?«

Ein dünner Finger kroch aus dem Ärmel der schmutzigen Strickjacke und bewegte sich nach unten. Polvera verstand das Zeichen, er sollte in die Hocke gehen, und ihm wurde auch sehr bald der eigentliche Grund genannt. »Ich möchte in deine Augen sehen, wenn ich es dir sage. Manche lesen aus der Hand, ich aber kann in den Augen eines Menschen erkennen, was ihn bedrückt und was ihm bevorsteht.«

»Dann bist du eine Wahrsagerin?«

»So nennt man mich hin und wieder.«

Gordon Polvera konnte nicht vermeiden, daß ihm ein Schauer über den Rücken kroch. Er wollte etwas dagegen sagen, nur versagte seine Stimme. Im Hals spürte er einen dicken Kloß. Sein nachfolgendes Lächeln sah nicht echt aus.

»Schau mich an!« forderte ihn die Frau auf.

»Und dann?«

»Werde ich dir erklären, was dir in der nahen Zukunft widerfährt. Du kannst mir glauben.«

»Ja, aber…«

»Kein Aber.« Ihre Stimme hatte sich verändert. Sie war ungewöhnlich weich geworden, und Gordon Polvera hatte den Eindruck, als wäre die normale Welt in seiner Nähe dabei, allmählich zu zerfließen. Er kam sich nicht vor wie unter Hypnose stehend, aber er war auch nicht weit davon entfernt. Er verlor den Boden der Realität. In den nächsten Minuten gab es nur die Wahrsagerin.

Er hörte ihr zu und verstand sie sehr deutlich, denn sämtliche Nebengeräusehe in seiner Umgebung waren in den Hintergrund getreten. Es gab nur ihn und die Frau.

Sie berichtete von seiner Frau, um die er sich Sorgen gemacht hatte, weil sie vor einem halben Jahr im Krankenhaus gelegen hatte. Sie sprach auch davon, daß er viel Post aus dem Ausland bekam, was auch stimmte, denn in Spanien lebte noch seine Verwandtschaft. Sie sagte ihm auf den Kopf zu, daß er nicht mit Kindern gesegnet sei, und auch das traf bei ihm zu. Und sie redete von seinen Sorgen, die ihn bedrückten, so stark, daß sie zu einer Last geworden waren.

Dieses Thema gefiel Polvera überhaupt nicht. Es kam ihm zu nahe an die Realität heran, und er nahm sich vor, die Frau zu unterbrechen, dies wiederum schaffte er nicht.

Er sah nur die Augen der Alten und entdeckte plötzlich das Erschrecken darin.

»Was ist?«

»Der Schatten…«

»Welcher Schatten?«

»Der Schatten des Unheils, des Todes. Du hast eine Begegnung mit dem Tod gehabt, aber du hast den Tod nicht richtig fassen können, weil es nicht der normale Tod gewesen ist. Ich lese in deinen Augen, daß dich dieser Tod nicht unmittelbar berührt hat, sondern nur indirekt zu dir gekommen ist, aber er hat dich wahnsinnig erschreckt und sogar deine Seele und Gefühle verändert.«

Sie schwieg, ließ die Worte wirken, die sich im Kopf des Mannes drehten. Er mußte der alten Frau recht geben, es war tatsächlich zu dieser Begegnung gekommen, aber wie konnte sie davon erfahren haben? Bisher hatte er sich geweigert, an die Aussagen irgendwelcher Wahrsagerinnen zu glauben, er hatte sie als Unfug abgetan, doch an

diesem Tag war alles anders. Da hatte ihn die alte Frau schon zu sehr überzeugt, was seine eigene Vergangenheit anging.

»Soll ich weitersprechen?«

Gordon Polvera nickte, obwohl er vom Gegenteil überzeugt war. Nur schaffte er es nicht, sich aus diesem starken Bann zu lösen. Er sah, wie sich die Lippen der Alten bewegten und erste Worte aus dem Spalt hervorströmten.

»Ich lese aus deinen Augen, daß die Begegnung zwischen dir und dem nicht faßbaren Tod einen großen Schaden hinterlassen hat. Aber ich sehe auch, daß sie noch nicht abgeschlossen ist. Du wirst sie nicht los, du wirst erleben, daß sie dich noch einmal trifft, und du fürchtest dich davor. Tief in deinem Innern weißt du, daß es dazu kommen könnte, aber du willst es eigentlich nicht. Die Angst davor steckt tief in dir. Sie wird dich auch weiterhin quälen, weil du Dinge sehen wirst, die es eigentlich nicht geben darf.«

»Warum?«

»Weil du nicht begreifen kannst, daß eine Tote nicht tot sein muß, obwohl sie tot ist…«

»Verdammt!« keuchte er.

»Ja, es ist schlimm, aber glaube mir, mein Freund, das Leben ist voller Rätsel und Geheimnisse.«

»Was ist mit dem Tod?«

»Es ist eine Frau, die tot sein muß…«

»Ja, stimmt.«

»Aber sie ist nicht tot, obwohl du davon überzeugt bist, daß sie tot ist. Tief in deinem Innern aber hast du Furcht vor Ihr, das spüre ich genau. Du hast Angst, sie noch einmal zu sehen, obwohl dir dein Verstand sagt, daß es nicht sein kann.«

Polvera holte tief Luft. »Verdammt, was willst du denn noch alles damit sagen?«

»Nichts, mein Freund, nichts. Ich… ich … sehe nichts mehr. Es ist ein Schleier da. So eisig und kalt, wie es eben nur der schreckliche Tod sein kann. Nicht der normale Tod, er ist nicht schrecklich, denn er gehört zum Leben. Es gibt einen Anfang, und es gibt ein Ende, aber es gibt auch etwas dazwischen … dazwischen …«, murmelte die Wahrsagerin, und Polvera merkte, wie der Bann plötzlich brach.

Er tauchte aus dieser anderen Welt wieder auf, hörte die normalen Geräusche aus der Station an seine Ohren dringen und stellte auch fest, daß sich seine Muskeln vom langen Knien verkrampft hatten und anfingen zu schmerzen.

Mühsam stemmte er sich in die Höhe. Dabei schaute er zu, wie die Frau über ihre Augen wischte, als wollte sie ein gewisses Bild einfach fortputzen.

Sie kam dem Mann vor, als hätte sie sich über die eigenen Worte

selbst erschreckt.

Er stand vor ihr. Allmählich klärte sich auch sein Blick. Die zweite Person erschien wieder in seinem Blickfeld - auch die mit Plakaten beklebte Wand hinter den beiden.

Die Normalität hatte ihn wieder, aber die Furcht und die Bedrückung waren geblieben.

Zukunftsangst…

Etwas stimmte nicht mehr mit ihm. Die Worte der alten Frau hatten einiges verändert, und als sie ihn jetzt ansprach, da hatte sie ins Schwarze getroffen.

»Du hast Angst, wie?«

»Nein, ja…«

Die Frau lächelte. »Das brauchst du eigentlich nicht zu haben, aber ich rate dir doch zu einer gewissen Vorsicht. Die Zukunft ist nicht unbedingt positiv.«

Gordon Polvera wollte diesen Bann brechen. Auf seinem Rücken spürte er die Kälte, in den Achselhöhlen bildete der Schweiß zwei Feuchtbiotope. Er zwinkerte mit den Augen, bewegte die Lippen, konnte aber kaum etwas sagen.

»Du bist uns nichts schuldig«, sagte die Alte. Sie griff wieder nach ihrem Instrument, zog es an den Lippen entlang und stimmte sich auf eine klagende und traurige Melodie ein, deren Klänge durch die Station trieben und irgendwann verwehten.

»Danke«, sagte Polvera. Er drehte sich um.

Erst ging er langsam, dann hastiger, fand eine leere Bank und nahm Platz. Kaum saß er, da hörte er das Signal seines Funkgerätes. Er meldete sich hastig.

»Himmel, du bist ja doch da!« hörte er die Stimme aus der Zentrale.

»Warum sollte ich nicht da sein?«

»Weil wir es schon zweimal versucht haben.«

Polvera wischte über seine Stirn und fuhr mit dem Finger auch die linke Wange entlang. »Muß ich wohl überhört haben, tut mir leid.«

»Ja, schon gut. Ist bei dir alles in Ordnung, Gordon?«

Er log bei seiner Antwort, denn für ihn persönlich war nicht alles in Ordnung, dienstlich schon, und das sagte er auch.

»Dann ist ja alles klar.«

»Wieso? Sollte denn etwas nicht in Ordnung sein?«

»Davon kann keine Rede sein. Heute sind bereits mehrere Diebstähle gemeldet worden. Halte bitte die Augen offen.«

»Werde ich machen.«

»Wir schicken zur Hauptverkehrszeit noch Hundestreifen.«

»Das ist okay.«

Er war froh, das Gespräch beenden zu können. Sein Herz schlug schneller als gewöhnlich, und seine Hand zitterte, als er das Gerät an

den Gürtel hakte. Er sagte sich, daß er sich selbst verrückt machte, wenn er den Worten der Wahrsagerin zuviel Gewicht schenkte, doch vergessen konnte er sie nicht.

Sie waren da, sie irrten durch seinen Schädel, mal stärker, mal schwächer, und Polvera war froh, auf einer Bank zu sitzen, denn seine Knie zitterten.

Sein Mund war trocken. Er wollte sich irgendwo am Automaten ein Wasser ziehen, doch er mußte sich auch zusammenreißen, denn der Dienst hatte Vorrang.

Warum denke ich immer an die Tote?

Er gab sich die Antwort selbst. Es waren die Sätze der Wahrsagerin, die ihn so aufwühlten. Sie hatte von einer Toten gesprochen, die nicht tot war, aber das alles sollte ihn nicht mehr stören. Diese Gedanken machten ihn nur unnötig nervös.

Polvera war so mit sich selbst beschäftigt gewesen, daß er die Person neben sich erst wahrnahm, als diese sich auf die Bank setzte. Sie hatte auch nicht gefragt, sie ließ sich einfach nieder, ungefähr einen halben Yard neben ihm.

Er schaute sie kurz an. Es war eine Frau!

Dunkle Haare mit helleren Strähnen, eine leicht nach oben gebogene Nase, eine Kette um den Hals und…

Die Frau drehte den Kopf!

Gordon Polvera glaubte, irre zu werden. Denn die Person die sich neben ihn gesetzt hatte, war die Tote aus dem Stollen…

***

Er wollte losschreien, doch er blieb sitzen, als hätte man ihm befohlen, den Platz auf keinen Fall zu verlassen, mochte auch die ganze Welt untergehen.

Die Tote aus dem Tunnel!

Es stimmte, er irrte sich nicht. Sie war es. Er hatte sie gesehen, als sie auf den Schienen stand.

Zwar nur für eine kurze Zeitspanne, aber dieser Anblick hatte sich bei ihm eingeprägt. Er hatte gewußt, daß er das Gesicht niemals würde vergessen können, und nun saß die Frau, die Tote, zum Greifen nahe neben ihm.

Sie war wieder aus ihrer Welt zurückgekehrt. Wie eine lebende Leiche, ein Zombie.

Er hörte sich stöhnen. Sprechen konnte er noch immer nicht. Auch die Frau sagte nichts, sie starrte ihn nur an. Ihm fiel auf, daß sie noch immer denselben Mantel trug, der auch vorn nicht geschlossen war. Auf der Haut zeichnete sich der Stoff eines tief ausgeschnittenen Kleides ab, dessen Farbe ins Rötliche ging. Der Mann konnte seinen Blick nicht von diesem Ausschnitt fortreißen, wobei es ihm nicht um

die Ansätze der Brüste ging, die sich hervorhoben, nein, er sah etwas ganz anderes, mit dem er nicht zurechtkam.

Es war die Haut.

Komischerweise sah sie anders aus als das Gesicht. Es wirkte so leichenhaft blaß, als wäre es zusätzlich noch mit einer dünnen Ascheschicht bestreut worden. Die Augen waren weit geöffnet und gaben den Blick auf zwei dunkle Pupillen frei.

Leblose Augen. Augen einer Toten…

Aber konnten sich Tote wie normale Menschen bewegen? Er dachte an die Worte der Zigeunerin, die ja indirekt davon gesprochen hatte. Er aber hatte es nicht wahrhaben und fassen wollen, es war ihm alles viel zu hoch und viel zu weit weg gewesen.

Aber jetzt…

Seine Augen bewegten sich. Er blickte tiefer. Der Hals der Frau. Eine glatte Haut, die Kette, aber darunter sah er den Strich. Rötlich schimmernd, als wäre er mit einem Farbstift gezeichnet worden. Ein Strich, der gezeichnet war wie ein Reißverschluß, und es blieb nicht nur bei diesem einen Strich. Polvera entdeckte noch mehrere. Sie schauten mit ihren Enden an der Schulter hervor und zogen sich unter dem Hals entlang in Richtung Brust.

Überall sah er das gleiche gezeichnete Muster.

Einen Reißverschluß. Oder doch nicht?

Er traute sich nicht, die Haut der Frau zu berühren, aber er beobachtete sie sehr genau und stellte sehr bald fest, daß diese Striche nicht auf die Haut gezeichnet worden waren, sondern etwas überstanden. Es waren keine Striche, sondern Nähstellen, hergestellt durch Nadel und Fäden.

Plötzlich formten sich in seinem Kopf die Einzelteile des Puzzles zusammen. Er konnte logisch denken, und kam auch zu einem Resultat.

Diese Person vor ihm war tot. Sie lebte trotzdem, was wiederum einen Grund haben mußte.

Polvera hatte ihn herausgefunden. Jemand hatte sie zu einem neuen Menschen zusammengenäht, nachdem der Körper von dem Zug überrollt worden war. Nur so konnte die Lösung lauten, denn darauf wiesen auch die unterschiedlich langen und breiten Nähte hin.

Ein ehemals lebender Mensch, der gestorben, aber auf eine schreckliche und unvorstellbare Art und Weise wieder zusammengenäht worden war.

Aber sie lebte. Sie existierte. Sie konnte sich bewegen. Sie lief wie ein normaler Mensch, sie konnte sich auch setzen, aber sie hatte bisher noch kein Wort gesprochen.

War ihr das nicht möglich? Er saugte die Luft durch die Nase. Seine Augen tränten plötzlich. Er hörte, wie er mit sich selbst sprach, nur

war er nicht in der Lage, seine eigenen Worte zu verstehen.

Plötzlich berührte die »Tote« mit der linken Hand die Wunde über dem Schlüsselbein.

Es war Zeit genug, um die Flucht zu ergreifen, doch das tat Gordon Polvera nicht.

Starr blieb er sitzen und beobachtete, wie sie mit einer langsamen Bewegung die frisch vernähte Wunde aufzupfte, als wollte sie Gordon zeigen, was sich darunter befand.

Eine stinkende Flüssigkeit bildete Tropfen an den Seiten. Sie war gelb und schimmerte zugleich in einem rötlichen Farbton. Sie rann wie zäher Leim an ihrem Körper entlang und verschwand im Ausschnitt des Kleides.

Dann klappt sie das Stück Haut zurück.

Polvera konnte in die Wunde schauen.

Graues Gewebe sah er. Muskelfleisch, das so aussah, als hätte es zu lange in der Sonne gelegen und wäre nun dabei, allmählich zu vergammeln und schlecht zu werden. Maden quollen hervor.

Gordon Polvera öffnete den Mund. Nein, auch jetzt schrie er nicht, er röchelte nur. Die Augen wollten ihm aus den Höhlen quellen. Speichel rann aus seinen Mundwinkeln. Er ekelte sich, und es schüttele ihn regelrecht durch.

Die »Tote« aber grinste ihn auf eine widerliche Art und Weise an. Perfide und ekelhaft, zudem öffnete sie noch den Mund und zeigte ihre graue Zunge.

In ihr verweste es, in ihr begann das Fleisch zu verfaulen, und trotzdem lebte sie noch.

Zusammengenäht von einer Person, die sich ihrer angenommen hatte.

Unglaublich und unbegreiflich, zum Verzweifeln und zum Wegrennen.

Das letzte Wort klang in seinem Kopf nach wie ein Startschuß und sorgte dafür, daß Polvera aus seiner spitzen Haltung heraus in die Höhe schoß und wegrannte.

Erst jetzt schrie er. Aber auch nicht laut. Es glich mehr einem Stöhnen und Röcheln, denn das Entsetzen über diese schreckliche Begegnung hatte ihn beinahe stumm werden lassen…

***

Die Sonne schien. Und das im November. Die meisten Menschen verstanden die Welt nicht mehr, und dazu gehörten auch Suko und ich. Der große Nebel war vorbei, und die Strahlen der Sonne hatte das Schmuddelwetter der letzten Tage vergessen lassen.

Trotzdem war ich mit dem Wetter nicht zufrieden, denn zweistellige Temperaturen im zweitletzten Monat des Jahres, dazu noch an seinem

Ende, waren nicht nur ungewöhnlich, auch ungesund. Deshalb liefen viele Menschen mit einer Erkältung herum, wie auch Glenda Perkins, unsere Sekretärin, die es verflucht hart erwischt hatte. Aus dem Bett heraus hatte sie uns angerufen.

»Hörst du wenigstens, daß ich nicht kommen kann.«

Ich grinste den Hörer an. »Ja, und ich frage mich, ob du mit deiner eigenen Stimme sprichst oder eine Vertreterin ans Telefon geholt hast, weil du bei dem Wetter blaumachen willst.«

»Ohhh…« Es war ein röhrender und gurgelnder Laut, den Glenda mir durch das Telefon zuschickte. Wäre sie jetzt in der Nähe gewesen, hätte ich vor ihren Wurfgeschossen in Deckung gehen müssen, so aber blieb ich locker sitzen und hatte die Beine hochgelegt.

Und wieder. »Ohhh…«

»Wie lange willst du denn dem Dienst fernbleiben?« fragte ich sie und unterbrach den Laut.

Die Antwort erfolgte nach einigen Sekunden und war nicht mehr als ein rauhes Flüstern. »Ich kann es dir nicht sagen. Heute auf jeden Fall. Morgen werde ich mal sehen.«

»Soll ich kommen?«

Glenda war überrascht. »Was willst du denn bei mir? Dich anstecken?«

»Nein.«

»Was dann?«

»Dir die Brust einreiben!«

Sie legte so hart und schnell auf, daß ich mich erschreckte und selbst Suko aufmerksam wurde, mich entrüstet anschaute und fragte: »Was hast du denn jetzt schon wieder getan?«

»Nicht viel.«

»Aber es hat wohl gereicht.«

»Hast du zugehört?«

»Leider.«

»Wieso?«

»Benehmen kannst du dich noch immer nicht. Stell dir mal vor, deine Mutier hätte das gehört, da wärst du aber tief in ihrer Achtung gesunken, wo sie doch so große Stücke auf dich hält.«

»Du brauchst ihr ja nicht alles zu sagen. Außerdem werde ich sie bald sehen.«

»Oh, du fährst nach Lauder?«

»Ja.«

»Wann denn?«

»Über Weihnachten.«

»Na bravo. Das ist doch was. Endlich tust du deinen Eltern mal einen Gefallen und bist ein braver Sohn.«

»Tja, so bin ich eben. Außerdem möchte ich dem Londoner Trubel

mal entfliehen, und versprochen habe ich es ihnen schon lange. Meine Mutter wird eine Gans zubereiten, und wir alle werden wieder um einige Pfunde zunehmen.«

»Ja, das denke ich auch.«

»Willst du mit? Ich meine, das Angebot gilt auch für Shao.«

Suko runzelte die Stirn. »Wie kommst du denn darauf?«

»Mich trifft keine Schuld. Meine Eltern haben danach gefragt. Ich weiß auch nicht, welcher Teufel sie da geritten hat. Sie scheinen wohl einen Narren an dir gefressen zu haben.«

Suko nickte mir zu. »Sehr richtig, John, sehr richtig. Deine Eltern kann ich nur beglückwünschen, denn die wissen genau, wer etwas wert ist und wer nicht.«

»Und du bist etwas wert?«

»Ich kann mich wenigstens überall benehmen. Das gleiche gilt auch für Shao.«

Wir kamen nicht mehr dazu, dieses Thema auszudiskutieren, denn es klopfte. Die Tür schwang auf und gab uns den Blick auf einen Mann im grauen Anzug frei, der eine Brille mit dicken Gläsern trug, sich über mein Grinsen wunderte und fragte, weshalb ich das denn tat?

»Wissen Sie, Sir, ich dachte für einen Moment, der Nikolaus hätte uns besucht.«

Suko mußte sich das Lachen verbeißen, aber unser Chef lachte nicht.

»Wie nett dieser Vergleich doch ist. Ein Nikolaus bringt Gaben, und ich bin gekommen, um Ihnen auch eine Gabe zu bringen, denn sie werden bald Besuch bekommen.«

»Von wem?«

»Der Mann heißt Gordon Polvera.«

»Kenne ich nicht.«

»Sie werden ihn kennenlernen, denn er wird Ihnen erklären, daß er eine lebende Tote gesehen hat.«

»Einen Zombie?« fragte Suko.

»So ähnlich.«

»Und wo?« wollte ich wissen. »Auf einem Friedhof bei Nacht und Nebel vielleicht?«

»Nein, in der U-Bahn-Station am Piccadilly, und es hörte sich nicht nach dem Scherz oder der Einbildung einer überspannten und nervigen Person an.«

Mir zumindest war der Humor vergangen, denn der Ernst des Jobs hatte uns wieder. »Wie kann denn ein weiblicher Zombie in die Station gelangen, Sir?«

»Das wird Ihnen Mr. Polvera selbst erklären.« Er legte jetzt den Schnellhefter auf den Schreibtisch, den er bisher in der Hand gehalten hatte.

»Lesen Sie die Protokolle der Kollegen, soviel Zeit bleibt Ihnen noch.

Wie ich hörte, ist Miß Perkins krank. Eine andere Dame wird den Mann zu Ihrem Büro begleiten. Ich möchte, daß sie mir anschließend Bericht erstatten. Bis dann.«

Er ging, und wir schauten uns an. »Hat der eine Laune«, stöhnte ich.

»Kein Wunder«, sagte Suko, »wenn er so angemacht wird.«

»Ich habe doch nichts getan.«

»Hör auf. Willst du die Akte lesen?«

Ich warf sie ihm zu. »Fang mal an.«

»Sauer?«

»Überhaupt nicht, nur lustlos.«

»Dann koch du wenigstens Kaffee.«

»Das hatte ich auch vor.« Ich stand auf, warf einen Blick aus dem Fenster und mußte blinzeln, weil die Sonne so stark blendete. Irgendwie störte mich das Wetter. Es machte mich nervös, denn der Sonnenschein paßte einfach nicht in den November.

Ich kochte den Kaffee. Mit der Funktion der Maschine war ich vertraut.

Ob ich den Kaffee aber so schmackhaft hinbekam, wie Glenda Perkins es tagtäglich schaffte, das wollte ich noch dahingestellt sein lassen.

Sicherlich nicht, und Suko, der eigentlich immer Tee trank, hatte extra nicht auf den Kaffee verzichtet, bestimmt nur deshalb, weil er seinen vernichtenden Kommentar loswerden wollte.

Und so war es dann auch. Ich hatte die beiden Tassen kaum auf dem Schreibtisch abgestellt, da konnte es Suko kaum erwarten, den ersten Schluck zu trinken.

»Verbrenn dir nur nicht den Mund«, warnte ich ihn.

»Keine Sorge, ich doch nicht.« Er war vorsichtig, schlürfte und schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid, John, aber ich möchte an dieser Stelle ausdrücklich Glenda Perkins loben, denn dein Kaffee hält überhaupt keinen Vergleich zu dem ihrigen aus. Ich finde, das mußte einmal gesagt werden.«

»Wie nett.«

»Danke.«

»Und was ist mit der Akte? Hast du sie denn wenigstens in der Zwischenzeit gelesen?«

»Klar.«

»Was steht drin?«

Diesmal bekam ich die Akte rübergeschoben. »Bitte, du kannst doch selbst lesen.«

Ich verzog den Mund. »Und so etwas nennt sich Freund. Ich werde meinen Eltern von deinem Benehmen berichten, dann werden sie die Einladung kippen.«

Suko tat unschuldig. »Für wen? Für dich oder für mich?«

»Soll ich dir darauf eine Antwort geben?«
»Brauchst du nicht, es wird…«
Ich hatte Glück, denn eine junge Kollegin betrat unser Büro nach einem kurzen Klopfen. Neben ihr stand der Mann, um den sich der Bericht in der Akte drehte: Gordon Polvera.
Er war kleiner als wir, dunkelhaarig, auch älter, und seine Haut zeigte eine etwas graue Farbe. Er konnte die Augen nie ruhig halten und schaute wie jemand, der sich verfolgt fühlte, aber keinen Verfolger entdecken konnte.
Wir stellten uns vor, waren freundlich zu ihm, und ich bot ihm Kaffee an.
»Ja, den nehme ich gern, danke.«
Ich holte ihm eine Tasse. Gordon Polvera hatte sich mittlerweile gesetzt, den Blick hielt er zu Boden gerichtet, er fühlte sich unwohl, probierte den Kaffee und bat uns schon vorab, ihn nicht auszulachen.
»Wie kämen wir dazu?« fragte ich.
Er hob die Schultern. »Nun ja, andere haben mir nicht geglaubt. Jedenfalls nicht alle.«
Suko deutete auf die Akte. »Dann stimmt es also, was ich hier gelesen habe?«
Polvera lächelte dünn. »Ich weiß nicht, was dort steht, aber wenn es um meine Aussagen geht, ist das wohl richtig.«
Da ich die Akte noch nicht gelesen hatte, fragte ich ihn: »Macht es Ihnen etwas aus, wenn Sie uns die Geschichte noch einmal aus Ihrer Sicht erzählen?«
»Wenn es uns hilft, gern.«
»Bestimmt.«
Er trank noch einmal, und anschließend hörten wir zu. Ich gespannter als Suko, denn was ich da zu hören bekam, war für mich absolutes Neuland, und die Worte hinterließen auch bei mir einen leichten Schauer, denn sich plötzlich einer zusammengenähten oder zusammengeflickten Person gegenüber zu sehen, deren Tod man selbst miterlebt hatte, das konnte schon schocken.
»Viele haben mich für übergeschnappt gehalten«, sagte er, »aber ich weiß genau, was ich gesehen habe und was mir widerfahren ist.«
»Die Frau hat aber nicht zu Ihnen gesprochen?«
Polvera schaute Suko an und schüttelte den Kopf. »Sie zog nur ein Stück Haut ab.«
»Sonst tat sich nichts?«
»Das weiß ich nicht. Ich bin jedenfalls vor diesem U-Bahn-Schreck geflohen, und ich habe auch inzwischen Zeit genug gehabt, um nachdenken zu können.« Auf seiner Stirn bildete sich eine Falte. »Ich denke nicht, daß ich mich als eine Ausnahme ansehen darf. Diese Person wird auch weiteren Menschen erscheinen. Die Wahrsagerin

sprach von Dingen, die tot sein müssen, es aber nicht sind. Sie berichtete über Zwischenstationen, und ich weiß nicht, ob sich die unbekannte und namenlose Frau in einer derartigen Zwischenstation befindet. Ich befürchte nur, daß sie auch anderen Personen erscheinen wird, und dann kann es böse werden.«

»Wie meinen Sie das?« fragte Suko.

»Auch darüber habe ich mir Gedanken gemacht. Wenn sie Gut und Böse nicht unterscheiden kann, wird sie möglicherweise Menschen angreifen und sie töten.«

Da gaben wir ihm recht.

Ich hatte eine weitere Frage: »Sie haben doch sicherlich über eine Erklärung nachgedacht.«

»Natürlich. Schon bei der ersten schrecklichen Begegnung, bei ihrem Tod.«

»Da ist dann keine Leiche gefunden worden.«

»Richtig. Keine Leiche und auch keine Leichenteile. Wäre das Blut nicht gewesen, hätte man mich für einen Spinner gehalten und für dienstuntauglich erklärt, doch ich bleibe bei meinen Aussagen.«

»Denken Sie auch darüber nach, warum diese Tote gerade zu Ihnen gekommen ist?«

»Ja, Mr. Sinclair, aber den Grund kenne ich nicht.«

»Weil Sie Ihren Tod erlebt haben.«

Er überlegte. »Warum will sie sich denn unbedingt mir zeigen? Was hat das zu bedeuten?«

»Das weiß wohl keiner«, antwortete ich. »Wenn alles so abgelaufen ist, wie Sie es uns berichtet haben, dann muß eigentlich jemand in der Nähe gewesen sein, der die Leiche der jungen Frau hat verschwinden lassen.«

»Ja, Sir.« Er atmete schnaufend ein. »Entweder die Leiche oder die Leichenteile. Ich tippe eher auf die Leichenteile, denn als ich die Frau zum zweitenmal sah, da kam sie mir doch sehr zusammengeflickt vor.«

Zusammengeflickt, das schien die richtige Erklärung zu sein, und unser Besucher rückte noch mit einem Vergleich heraus. »Wie dieses Monster von Doktor Frankenstein, das Sie ja sicherlich kennen, denke ich.«

»Richtig, Mr. Polvera, wir kennen es.«

»Ein weibliches Frankenstein-Monster.«

»Das Sie aber dann nicht mehr gesehen haben, nehme ich an. Es kam zu keiner dritten Begegnung.«

»Nein, Sir.«

»Und was, denken Sie, sollen wir tun?«

Er schaute mich an, danach Suko. »Ich meine, ich bin kein Polizist, meine Herren.«

»Aber Sie haben sich bestimmt Gedanken gemacht«, sagte Suko. »Das schon.«

»Dann raus damit.«

Er lächelte verlegen. »Es ist ja so… ich … ich dachte, daß Sie und Ihre Kollegin vielleicht Streife gehen können an bestimmten Stationen.«

Ich mußte lächeln, und auch Suko konnte sich ein leichtes Grinsen nicht verkneifen. Er gab auch die Antwort. »Das wird nicht so einfach sein, Mr. Polvera. Es geht schon deshalb nicht, weil die Personaldecke bei der Polizei doch ziemlich dünn ist. So viele Beamte können gar nicht abgestellt werden, das müssen Sie einsehen.«

Er starrte für einen Moment ins Leere, bevor er mit dünner Stimme sagte »Dann weiß ich auch nicht, wie es weitergehen soll.«.

»Aufgeben werden wir natürlich nicht.« Suko machte dem Mann wieder Hoffnung. »Sie haben, wenn ich mich richtig erinnere, die Person in der Station um Piccadilly gesehen.«

»Ja, das zweite Mal.«

»Die Station ist ja nun sehr groß. Könnten Sie sich vorstellen, daß die Frau dort noch einmal erscheint? Oder sich da irgendwo versteckt hält? Ist das im Bereich des Möglichen?«

»Keine Ahnung, Sir. Aber auszuschließen ist es wohl nicht. Worauf wollen Sie denn hinaus?«

»Wie wäre es, wenn wir dort zu dritt Streife gehen. Wir werden uns den Tag und vielleicht auch die Nacht in der Station einmal genauer ansehen. Ist das in Ihrem Sinne?«

Zum erstenmal nach seinem Eintreten erlebten wir, daß Gordon Polvera auch lächeln konnte. »In meinem Sinne?« fragte er. »Himmel, das ist mehr, als ich zu hoffen gewagt habe.«

»Schließlich wollen wir Sie nicht im Regen stehen lassen, Mr. Polvera.«

Suko schaute mich an. »Gib du auch mal einen Kommentar.«

»Klar. Ich wäre bei diesem Wetter zwar lieber draußen, aber die Sonne scheint ja auch noch an anderen Tagen.«

»Danke, Sir.«

Ich winkte ab. »Bedanken Sie sich nicht, Gordon. Eine Frage hätte ich noch.«

»Ja bitte.«

»Sie haben vorhin von dieser Wahrsagerin gesprochen. Die hat ja den Kern des Übels mit ihrer Aussage getroffen. Glauben Sie, daß es zwischen ihr und dieser Toten, die nun nicht tot ist, einen Zusammenhang gibt? Daß sie eventuell mehr weiß, als sie zugeben wollte?«

Polvera überlegte. Er preßte seine Handflächen gegen die Wangen, schüttelte den Kopf und meinte: »Darauf bin ich ja noch gar nicht

gekommen, verdammt. Ehrlich, daran habe ich nicht gedacht.«

»Macht ja nichts. Aber Sie würden uns diese Frau sicherlich zeigen können.«

»Wenn sie da noch sitzt, bestimmt.«

»Das ist gut.«

»Hegen Sie denn gegen diese Person einen Verdacht?«

Ich stand auf und hob die Schultern. »Das kann man nie so genau sagen. In einem Fall ist zunächst jeder verdächtig. Aber mit dieser Person zu reden, wäre schon interessant. Unter Umständen weiß sie mehr und kann uns auch etwas über die Person erzählen, die die Leiche nach dem Selbstmord an sich genommen hat.«

»Falls sie es nicht gewesen ist.«

»Auch das, Mr. Polvera.« Er war sprachlos und zugleich froh, daß sein Besuch bei uns nicht umsonst gewesen war.

Ich kam noch meiner Pflicht nach und rief bei Sir James an, um ihn zu informieren.

»Dann war es also kein Schlag ins Leere.«

»Wir werden sehen, Sir.«

»Gut, schauen Sie sich um. Und denken Sie daran, einen Nachahmer des Doktor Frankenstein brauchen wir hier nicht unbedingt.«

»Sir, ich werde mich daran erinnern…«

***

Wenn eine Frau wie Sarah Goldwyn, auch Horror-Oma genannt, allein in die City fuhr, um sich dort mal wieder in den Geschäften umzuschauen, dann fuhr sie natürlich nicht mit dem eigenen Wagen. Sie nahm entweder ein Taxi oder verließ sich auf die U-Bahn.

In diesem Fall war es die U-Bahn, der sie vertraute. Sarah Goldwyn wohnte zusammen mit der Detektivin Jane Collins in Mayfair, und dort stieg sie auch ein, um direkt ins Zentrum zu fahren, Station Piccadilly.

Jane hatte erst mitkommen wollen, aber Lady Sarah hatte sich vehement dagegen gewehrt. »Merk dir eines, mein Kind«, hatte sie gesagt, »Weihnachtsgeschenke suche ich grundsätzlich immer allein aus. Da lasse ich mir von niemandem reinreden.«

»Geschenke?«

»Ja.«

»Auch für mich?«

»Mal sehen.« Die Horror-Oma hatte Jane im unklaren gelassen, und auch ihrem letzten Versuch hatte sie widerstanden, weil Jane davon sprach, wie gefährlich es für eine alleinstehende ältere Frau war, mit der U-Bahn zu fahren.

»Überfallen werden kann ich auch auf der Straße«, hatte sie erklärt und war gegangen.

Eine rüstige Frau um die Siebzig, und eine Person, die nicht grundlos den Spitznamen Horror-Oma trug, denn sie beschäftigte sich mit allem, was auch nur entfernt nach Okkultismus, Mythik und Mystik roch, wobei auch das Gruselige zählte, was sie in Schrift, Ton und Bild zu Hause bei sich gesammelt hatte und was mittlerweile zu einem Archiv geworden war, das sich sehen lassen und ohne einen Computer nicht mehr geführt werden konnte. Dafür aber sorgte Jane Collins, die bestens Bescheid wußte, und sich an diesem späten Vormittag noch mit der Auflistung einiger alter Denkmale beschäftigen wollte.

Lady Sarah hatte mittlerweile die Station erreicht und wartete auf den Zug. Sie gehörte zu den Menschen, die derartige Orte liebten. Da war immer etwas los. Ob an Bahnhöfen, Flughäfen oder eben in U-Bahnstationen, etwas lief immer weg von der Eintönigkeit des Lebens, obwohl sie zugeben mußte, daß diese Station hier in Mayfair nicht eben durch pralles Leben glänzte.

Hier lief der Betrieb noch etwas beschaulicher ab, zumindest zwischen den Stoßzeiten, wo nicht mehr so viele Passagiere zu den Arbeitsstellen oder zurück fuhren.

Auch lichtscheues Gesindel hielt sich hier zurück. Das war nicht die Gegend für einen schnellen Überfall. Da eignete sich der Betrieb in den großen Stationen besser. Hinzu kamen die Polizeikontrollen, Streifen, die plötzlich erschienen - nie zu denselben Zeiten -und deshalb überraschten. Selbst die Wände zeigten kaum Schmierereien, und auch der Boden war relativ sauber.

Lady Sarah hatte ihren Platz auf einer Bank gefunden. Zwei Minuten Wartezeit, die wollte sie nicht unbedingt abstehen. In ihrem Alter hatte sie einen Sitzplatz verdient.

Unter dem Mantel trug sie ein wollenes Kleid. Der Schnitt war schlicht, der Stoff war von aschgrauer Farbe, aber die Ketten vor ihrer Brust schimmerten bunt wie das Gefieder eines tropischen Vogels. Für ihre Ketten war Sarah berühmt. Darauf ließ sie auch nicht! kommen. Sie liebte diesen Mo-Modeschmuck. Wer sie nicht ankommen sah, der hörte die wenigstens, denn das Klingeln der Ketten begleitete ihren Weg.

Um die Geschenke drehten sich ihre Gedanken nicht. Sarah ging einfach davon aus, daß sie schon etwas finden winde. Wenn sie an den Schaufenstern der Geschäfte entlangging und sich die Auslagen anschaute, würde ihr schon die passende Idee kommen.

Sie machte sich dafür um andere Dinge Sorgen.

In der letzten Zeit war es ihr eigentlich zu ruhig gewesen. Sie gehörte zu den Menschen, die Action haben mußten. Manchmal ärgerte sie sich darüber, daß sie nicht mehr über die Fälle des Geisterjägers John Sinclair erfuhr und selbst mitmischen konnte, schließlich war sie mit ihm befreundet, ebenso wie Jane Collins. Oft genug war sie um Rat

gefragt worden, aber sie hatte sich auch mitten in den dämonischen Trubel, wie sie ihn einmal nannte, hineingeworfen, und es war mehr als einmal nur haarscharf gewesen, aber diese Dinge waren eben der Kick im Leben eines Menschen, auch wenn vor seinem Alter schon die Zahl sieben stand.

Es war nicht mehr spannend genug, wie sie meinte. Sarah spürte das Kribbeln, die Unruhe. Ihrer Meinung nach wurde es Zeit, daß mal wieder etwas passierte.

Jane, die Detektivin, wurde auch nicht eben mit Aufträgen überschüttet.

Auch sie lauerte darauf, hin und wieder einen Fall an John Sinclairs Seite lösen zu können, doch in letzter Zeit hatte sich da wenig getan. Da konnte Jane mit Lady Sarah in ein Horn stoßen.

Das Jahr war bald vorbei. Vielleicht änderte es sich im nächsten. Man würde sehen.

Der Zug lief ein, begleitet von zahlreichen Geräuschen, die sich in der Station ausbreiteten.

Sarah stand auf. Es stiegen nicht viele Leute ein. Mit ihr zusammen noch ein dünner Bursche, der auf seinem Kaugummi kaute, eine Baseballmütze mit dem Schirm nach hinten auf dem Kopf trug und Lederkleidung. Die Hose hatte die Form einer engen Röhre. Im Gesicht des Jungen wuchsen graue Bartschatten, und beide Ohren waren mit Ringen geschmückt.

Sarah stieg vor ihm ein. Sie hörte noch, daß er irgendeinen Song summte.

Die Horror-Oma wandte sich nach links. Um diese Zeit konnte sie sich die Sitzplätze aussuchen. Die Wagen waren halbleer.

Sie entschied sich für einen Platz in der Mitte und bekam mit, als sie aus dem Fenster schaute, wie eine junge Frau an der Seite des Wagens entlanghetzte, es noch soeben schaffte, einzusteigen, denn eine Sekunde später schlossen sich die Türen.

Die junge Frau trug einen grauen Mantel, der nur nachlässig geschlossen war. Sie betrat den Wagen, in dem auch Lady Sarah und der junge Mann mit der Mütze saßen.

Auch sie suchte sich einen Platz aus und ließ sich nicht weit von Sarah entfernt nieder. Es waren die Sitze mit dem Rücken zur Innenwand.

Sechs Personen konnten nebeneinander ihre Plätze finden und die Beine in den Gang strecken. Der Knabe mit der Mütze hockte ebenso auf einem Außensitz wie auch Lady Sarah, und die junge Frau hatte ihren Platz zwischen den beiden eingenommen.

Wenn Sarah sie sehen wollte, mußte sie nach links schauen. Ein freier Sitz befand sich zwischen ihnen. Auch wenn es keine objektiven Anzeichen dafür gab, Lady Sarah hatte sofort das Gefühl, daß etwas

nicht stimmte.

Irgendwas war mit der jungen Frau!

Sarah schielte sie an.

Keine Bedenken. Sie saß da wie jeder andere Fahrgast. Vielleicht etwas steifer oder zu steif, wie man es früher den höheren Töchtern zu sitzen beigebracht hatte. Die heutige Jugend war anders, lockerer, cool, mußte alles spannend finden, war zudem selbstsicher und verhielt sich auch dementsprechend, wobei viele allerdings übertrieben.

Nein, nicht so brav wie die junge Frau.

Sie hatte eine steife Haltung eingenommen. Die Hände hatte sie im Schoß verschränkt, ihre Blicke waren nach vorn gerichtet. Lady Sarah konnte sie nur im Profil anschauen.

Die Nase war nicht zu groß, nach vorn etwas in die Höhe gebogen. Ein breiter Mund, große Augen, die Haare waren blond und grau zugleich, als hätte jemand Strähnen hineingefärbt. So machte man sich älter, das war eher unvorteilhaft.

An der nächsten Station, die schnell erreicht wurde, füllte sich der Zug.

Da waren mehrere Schulklassen unterwegs. Vielleicht ein Ausflug oder eine Besichtigungstour. Lady Sarah wußte es nicht, aber es kam Leben in die Bude.

Plötzlich war der Wagen voll. Der Lärm der Stimmen überschnitt sich, es wurde bunt, was auch an der Kleidung lag, und das Lehrpersonal war überfordert. Ruhig würde es die Schüler nicht bekommen. Vielleicht etwas leiser.

Die junge Frau mit den aschblonden Haaren rutschte nach rechts. Direkt neben der Horror-Oma blieb sie sitzen und hatte der neuen Nachbarin beim Hinsetzen nicht mal einen flüchtigen Blick zugeworfen. Wieder blieb sie steif auf dem Platz hocken, die Hände in den Schoß gelegt.

Sarah runzelte die Stirn. Sie war eine kommunikative Person, man konnte sie aber auch als neugierig bezeichnen, denn sie interessierte sich für andere Menschen.

Und diese fremde junge Frau machte auf sie den Eindruck, als hätte sie Sorgen oder wäre in sich selbst versunken. Möglicherweise traf auch beides zu. Sarah hätte gern gewußt, welcher Mensch hinter dieser Fassade steckte.

Ob sie auch unterwegs war, um Weihnachtsgeschenke zu kaufen? Vielleicht für ihren Freund oder ihre Eltern. Sarah spann den Faden weiter.

Welche Geschenke würden das wohl sein?

Eine CD? Klamotten? Schmuck? Leerkassetten für den Video-Recorder?

Ein Parfüm, ein herber Duft und…

Gerade der letzte Gedanke brachte Sarah etwas aus dem Konzept.

Dieser ungewöhnliche Geruch war ihr schon zuvor aufgefallen, denn er hatte alle anderen Gerüche im Wagen überlagert. Und wenn sie nicht alles täuschte, dann strömte die neben ihr sitzende junge Frau den Geruch ab. Oder war es ihre Kleidung? Wonach roch sie denn? Nun ja, sie roch zumindest nicht frisch, als hätte sie vergessen, ihre Kleidung zu waschen oder zu reinigen. Nein, das war es auch nicht. Der Geruch war irgendwie anders. Auch nicht so muffig, sondern eher schmutzig, als hätte die junge Frau mit ihrer Kleidung auf einem dreckigen Boden gelegen und die Sachen nur nachlässig gereinigt.

Ja, das kam schon eher hin.

Lady Sarah wollte sich nicht so auffällig benehmen. Die Kinder und deren Lärm hatte sie vergessen. Sie schaute die neben ihr sitzende Person von der Seite her an und sah auch einen Teil des Halses, denn der Kragen des Mantels stand nicht hoch.

Eine Kette umhing den Hals. Kein wertvoller Schmuck. Durch kleine Steine war ein Lederband gezogen worden. Die Steine waren unterschiedlich in der Form und in der Größe.

Unter der Kette schimmerte etwas hindurch. Es war ein roter Streifen und er sah aus wie eine Narbe! Eine Operationsnarbe.

Seltsam…

Sarah, einmal mißtrauisch und zugleich interessiert geworden, forschte weiter. Diese junge Frau war nicht nur ungewöhnlich, sie war ihr plötzlich auch unheimlich geworden. Das allerdings hatte mit der Narbe nichts zu tun, es lag an anderen Dingen.

Was war ihr noch aufgefallen und hatte sie stutzig werden lassen? Sarah Goldwyn überlegte. Die Gedanken, stachen dabei durch ihren Kopf. Sie bewegte ihre Lippen, als würde sie zu sich selbst sprechen. Sie hatte es auf der Zunge, sie…

Noch einmal von vorn.

Die fremde Person saß still und regungslos neben ihr. Sie dachte gar nicht daran, sich zu bewegen. Sie ließ alles mit sich geschehen, sie kümmerte sich um nichts, nicht mal um sich selbst. Sie saß einfach nur da, ohne etwas zu tun, ohne zu…

Plötzlich fuhr die Flamme der Erkenntnis durch Sarahs Gedankenwelt.

Sie wollte es zuerst nicht glauben, doch es stimmte.

Die Frau neben ihr hatte sich nicht bewegt, sie hatte auch etwas anderes nicht getan, was für ein Lebewesen unerläßlich war. Sie hatte nicht geatmet.

***

Ein Mensch, der lebte und nicht atmete! Gab es das? War so etwas

möglich?
Ein normaler Mensch hätte dies bestritten, hätte darüber gelacht. Nicht so Sarah Goldwyn. Sie sah sich zwar nicht als unnormal an, aber sie verfügte über gewisse Erfahrungen, und die hatte sie den meisten Menschen voraus.
Erfahrungen mit dämonischen Geschöpfen. Mit den schlimmsten, die man sich vorstellen konnte, unter anderem auch mit lebenden Leichen, mit den Zombies.
Sie sahen oft aus wie normale Menschen, aber sie atmeten nicht.
So wie die Frau!
War sie ein Zombie?
Als Lady Sarah sich diese Frage gestellt hatte, da spürte sie, daß keine Panik in ihr hochkeimte, was normal gewesen wäre, nein, sie wurde innerlich eiskalt. Ob Zufall, Schicksal oder was auch immer sie mit diesem weiblichen Zombie zusammengebracht hatte, sie mußte auf jeden Fall die Nerven und die Kontrolle über die andere Person behalten.
Keine Panik jetzt, abwarten und schauen, wie sich die Dinge entwickelten.
Zuhilfe kam ihr der nächste Halt. Der Zug rollte in die Station ein, die Kinder lärmten wieder lauter. Sie waren froh, aus der Dunkelheit der Röhre gerissen worden zu sein, drückten ihre Gesichter an den Scheiben platt, schauten hinaus und winkten heftig irgendwelchen fremden Personen zu.
Kinder, dachte Sarah. Und neben mir hockt ein Zombie, möglicherweise.
Die Wagenschlange hatte gestoppt. Fahrgäste stiegen ein und aus, aber die Kinder blieben im Wagen. Sie fuhren weiter. Sarah glaubte, daß sie auch zum Piccadilly wollten. Einige ihrer Bemerkungen wiesen darauf hin.
Und die Person neben ihr?
Sie wußte es nicht. Die Frau rührte sich nicht. Nur ihre Augen befanden sich in Bewegung. Sie schauten mal nach links, dann wieder nach rechts, als wären sie dabei, nach einem Opfer zu fahnden, doch zum Glück bewegte sie sich nicht.
Sarah konzentrierte sich auf den Mund. Sie wollte mit hundertprozentiger Sicherheit feststellen, ob diese Person tatsächlich nicht atmete und einfach nur so existierte wie ein Roboter, der eine menschliche Hülle bekommen hatte.
Es stimmte.
Die Frau holte keine Luft. Die Lippen lagen aufeinander, und auch durch die Nase atmete sie nicht ein. Die Hände lagen auf den Oberschenkeln.
Lady Sarah konnte die Handrücken sehen. Ihre Augenbrauen zogen

sich zusammen, denn sie erkannte, daß sich die Haut dort wie eine weißgraue, dünne Schicht über die Knochen zog. Sie sah eigentlich zu alt aus für das junge Gesicht.

Oder war es eine Täuschung?

Wieder schlossen sich die Türen. Wenige Augenblicke später fuhr der Zug wieder an.

Diesmal holte Sarah Luft. Dabei schloß sie die Augen. Urplötzlich erlebte sie einen hitzeartigen Überfall. Alles war anders geworden. Sie hatte ihre innere Ruhe verloren. Sie ging jetzt davon aus, daß neben ihr tatsächlich eine lebende Leiche saß. Was war zu tun?

Wäre ein Telefon in der Nähe gewesen, hätte sie ihren Freund John Sinclair anrufen können. Aber ein derartiger Apparat war weit und breit nicht zu sehen. Zudem gehörte die Horror-Oma nicht zu den Typen, die ständig mit einem Handy durch die Gegend liefen. Und gefährlich waren diese Dinger sowieso.

Nein, das hier mußte sie schon allein durchstehen. Sie fühlte sich wie eine Leibwächterin dieser zahlreichen Kinder. Hinzu kam, daß die junge Frau neben ihr nicht mehr so unbeweglich dasaß. Sie hatte den Kopf leicht nach links gedreht, um tiefer in den Wagen hineinschauen zu können, denn dort hatten sich die Kinder verteilt.

Wählte sie sich bereits ein Opfer aus?

Bei diesem Gedanken wurde Lady Sarah noch heißer. Vielleicht half es, wenn sie die Person ablenkte, indem sie mit ihr Kontakt aufnahm.

Es war auch gut, wenn sie den Körper berührte. Sie würde dann fühlen können, ob Leben in ihm steckte, denn jeder Lebendige hatte auch eine gewisse Körpertemperatur, was bei lebenden Leichen natürlich nicht der Fall war. Am leichtesten wäre es gewesen, wenn sie nach der Hand dieser Person gefaßt hätte, das aber traute sie sich doch nicht, es wäre auch zu auffällig gewesen.

Wie dann?

Der Zug fuhr schnell, dennoch schwankten die Wagen. Sie zitterten auch, es würde kaum auffallen, wenn jemand mit dem Gleichgewicht Schwierigkeiten hatte.

Das war die Lösung!

Sarah Goldwyn wartete eine günstige Gelegenheit ab. Als wieder ein entsprechender Schwung durch den Wagen lief, nutzte sie ihn aus, drückte ihren Körper mit einer heftigen Bewegung nach links und prallte gegen die rechte Schulter und Seite der Frau.

Sie konnte den überraschenden Stoß nicht ausgleichen, wurde nach links gedrängt, und Sarah Goldwyn spielte die erschreckte alte Frau, denn sie klammerte sich mit beiden Händen am Arm der anderen Person fest.

Keine Wärme, nichts. Sie hätte sie durch den dünnen Stoff des Mantels spüren müssen.

Also doch!
Sarah drückte sich wieder zurück. Es fiel selbst ihr nicht leicht, die Worte auszusprechen, aber sie formulierte eine Entschuldigung. »Bitte, es tut mir leid, der Zug, wissen Sie, junge Frau, und ich bin nicht mehr die Jüngste. Ich…«
Sie verstummte, denn mitten in ihre Worte hinein hatte die andere Person den Kopf gedreht.
Sie starrte Lady Sarah an.
Zum erstenmal schaute die Horror-Oma aus kurzer Distanz in das Gesicht der lebenden Leiche. Sie hatte Mühe, die Gleichgültigkeit zu behalten, denn der erste Blick hatte den Augen der Person gegolten, und in ihnen entdeckte sie kein Leben.
Sie waren tot.
Sie waren leer.
Keine Freude, keine Wut, sondern die völlige Gleichgültigkeit, als wäre es der Person egal, ob sie einen Hamburger aß oder einen Menschen tötete. Gefühle gab es nicht. Auch als sich der breite Mund zu einem kantigen Lächeln verzog, änderte das nichts am Ausdruck ihres Gesichts. Das Tote darin blieb bestehen.
»Schon gut, Frau…«
Zum erstenmal hatte Lady Sarah die Stimme ihrer Nachbarin gehört.
Und dieser Klang paßte zu dem gesamten Ausdruck. Es war im eigentlichen Sinne des Wortes kein Klang, es war nur einfach so dahingesprochen, ohne einen Ausdruck, ohne Emotion.
Sarah nickte. »Danke.«
»Für was?«
»Daß Sie es mir nicht übelgenommen haben.«
Die Person hob die Schultern. Dabei verschob sich ihr Mantel, der sowieso nicht bis zum obersten Knopf geschlossen war. Sarah bekam einen günstigen Blick in den Ausschnitt. Es sah auch so aus, als wäre die Person unter dem langen Mantel nackt. Das aber stimmte nicht. Sie trug nur ein Oberteil mit weitem Ausschnitt, der einiges von ihrer Haut freigab.
Narben! Nähte! Muster!
Mal schief, mal gerade. Als wäre sie irgendwann auf eine schreckliche Art und Weise verwundet oder teilweise zerrissen worden, um anschließend wieder zusammengenäht zu werden.
Lady Sarah bemühte sich, das Erschrecken nicht zu zeigen. Trotzdem schien die andere etwas bemerkt zu haben, denn sie raffte ihren Mantel vor der Brust zusammen. Ihr Blick blieb allerdings ausdruckslos. Ein künstlicher Mensch, einer, der möglicherweise aus mehreren Leichenteilen zusammengesetzt worden war. Es gab da in der Literatur ein Beispiel, und Sarah dachte sofort an Frankensteins Monster.

Das war ein Mann gewesen, aber hier saß eine Frau.

Und die hatte etwas bemerkt, das bekam Sarah Goldwyn wenig später zu spüren. Sie hatte sich zu sehr auf das Gesicht konzentriert und nicht auf den übrigen Körper geachtet. Deshalb bekam sie auch nicht mit, wie sich die Hand der Person langsam bewegte und auf Lady Sarah zukroch. Erst als sie zugriff, erschrak die Horror-Oma.

Kalt und trocken war der Griff. Als wäre ihre Hand von einem speziell geformten Zweig umklammert worden. Sie spürte den Griff, der so verdammt hart war, und plötzlich kam sie sich vor wie in einer Falle steckend. Die andere mußte etwas bemerkt haben.

Beide Personen starrten sich an.

»Was willst du?« fragte Sarah.

Für einen winzigen Moment weiteten sich die Augen, als wäre dem Zombie die Erleuchtung gekommen. »Ich will dich!«

Lady Sarah versuchte es mit einem leisen Lachen. »Warum ausgerechnet mich?«

»Du bist schlau. Du hast nachgedacht. Etwas geht in deinem Kopf vor, das nicht gut ist.«

Da konnte Lady Sarah nicht widersprechen. Für die andere Person war es klar, und Sarah mußte sich etwas anderes einfallen lassen. Trotz ihrer Furcht mußte es ihr gelingen, die Lage zu entspannen, und sie stellte eine möglichst simple Frage.

»Wer bist du?«

»Ich heiße Lucy Travers.«

»Ein schöner Name.«

»Rede nicht herum.«

»Ich meine es ehrlich.«

Lucy schüttelte den Kopf.

»Ich heiße übrigens Sarah Goldwyn.«

»Ach ja.«

»Kann ich etwas für dich tun, Lucy?«

»Warum willst du das?«

»Du… du … siehst aus, als würden dich gewisse Sorgen quälen, denke ich.«

Ein Ruck durchlief den Zug, und Sarah bekam eine Antwort, nachdem der Zug wieder normal fuhr. »Ich habe keine Sorgen, aber du wirst bald welche haben, alte Frau.«

»Warum das denn?« Ihr Herz klopfte schneller. Verdammt, warum habe ich Angst? fragte sich Sarah.

»Wir werden zusammenbleiben.«

»Wie?«

»Du bleibst bei mir.«

Sarah versuchte es mit einem Lachen. »Das mag ja ein netter Vorschlag sein, aber ich kann es nicht. Ich habe eine Verabredung in

der Stadt und…«

»Sie interessiert mich nicht, und dich sollte sie auch nicht interessieren. Du hast es gemerkt, ich spüre es. Und ich werde nicht zulassen, daß du es meldest.«

»Was sollte ich denn melden?«

»Das weißt du selbst.«

Ja, sie wußte es selbst, aber sie würde es auf keinen Fall vor dieser Person zugeben, deren Händedruck sich verstärkte.

»Wie geht es weiter?«

Die andere sprach tonlos. »Du wirst in meiner Nähe bleiben. Jetzt und auch später. Tust du es nicht, werde ich dich töten. Aber nicht nur dich, ich nehme mir auch die Kinder vor…«

***

Gordon Polvera hatte Suko und mich in die Unterwelt begleitet, in seinen Arbeitsbereich, eine Welt für sich, die an den zentralen Punkten eigentlich nie zur Ruhe kam, ob es nun Tag oder Nacht war.

Wir ließen alles an uns vorbeirauschen, kümmerten uns nicht um die Hektik der Menschen, denn die alte Wahrsagerin war wichtiger. Sie konnte uns möglicherweise einen Hinweis geben, obwohl es auch nicht sicher war. Gordon Polvera quälte nur eine Sorge. Er hoffte, die Person noch an derselben Stelle zu finden. Sicher war das nicht, denn die hier in der Unterwelt lebenden Menschen zogen es oft vor, ihre Plätze und auch die Stationen zu wechseln.

Die große Hektik der breiten Halle blieb hinter uns zurück, als wir uns dorthin begaben, wo einige Wartebänke standen und die Innenseiten der Wände als Stütze für manchen Rücken dienten. Da es nicht regnete, hatten viele Stromer ihre Plätze verlassen und waren an die Oberwelt gegangen. Nicht so die Wahrsagerin. Sie hockte auf ihrer Decke, war aber allein und aß aus einer Tüte Fish & Chips mit den Fingern, die fettig glänzten.

Als wir vor ihr stehenblieben und uns Polvera zunickte, nahm uns die Frau nicht zur Kenntnis. Oder wollte es nicht tun, denn sie aß erst einmal weiter.

Ihre fettigen Finger verschwanden in der Tüte und kehrten jedesmal mit Kartoffelstücken und Fisch zurück. Beides verschwand in ihrem Mund, und sie kaute es schmatzend.

Sie trug eine bunte Strickjacke. Darunter ein dunkles Kleid mit langem Rock, und zusätzlich hatte sie sich noch einen mantillaähnlichen Schal um den Hals gehängt. Ein Mantel diente als weiche Stütze für ihren Rücken. Er wurde vom Körper und der Wand gehalten.

Das Alter der Frau war schlecht zu schätzen, lag aber sicherlich jenseits der Sechzig.

Endlich hatte sie den Inhalt der Tüte aufgegessen. Sie knüllte das Fettpapier zusammen, holte ein Tuch hervor, wischte zuerst ihre Lippen und danach die Hände ab, dann sprach sie uns plötzlich an, obwohl sie Polvera meinte. »Du scheinst über meine Worte nachgedacht zu haben und hast dir zwei Beschützer geholt, wie ich sehe.«

»So ist das nicht…«

»Wie dann?«

Suko griff ein. Er stellte mich und sich vor und erklärte auch, daß wir Polizisten waren. Dafür hatte die Frau nur ein Grinsen übrig. »Polizisten? Eigentlich müßte ich lachen.« Sie wandte sich wieder an Polvera.

»Glaubst du denn, daß die Polizei etwas ändern kann, wenn das Böse unterwegs ist?«

»Ja, daran glaube ich.«

»Das ist ein Irrtum, mein Freund. Das Böse kann von einem Polizisten nicht gestoppt werden.«

»Es gibt aber besondere Polizisten«, mischte ich mich an. »Sie sind darauf spezialisiert, das Böse zu stoppen, Madam.«

Spott funkelte plötzlich in den kleinen, dunklen Augen der Frau. Um sie herum hatten sich Kränze und Falten gebildet. Sie war dabei, nach einer entsprechenden Antwort zu suchen, richtete ihren Blick auf mich, und ich bekam mit, wie sich der Ausdruck in ihren Augen veränderte. Der Spott trat zurück. Er schuf einer gewissen Nachdenklichkeit Platz und anschließend einer Neugierde.

»Du und der Asiate, wer seid ihr?«

»Wer sollen wir schon sein?« erwiderte ich. »Du hast es doch gehört.«

»Ich heiße Maria.«

»Ein schöner Name.«

»Ja, er ist so fromm. Alle in meiner Familie waren fromm. Zu fromm für das verdammte Regime. Man jagte uns aus unserer Heimat Rumänien fort, man trieb uns wie die Tiere hinaus, und ich kenne welche, die es nicht überlebt haben. Aber auch die Fremde brachte uns kein Glück und keine neue Heimat. Man ließ uns spüren, daß wir fremd waren, und wir werden es niemals ändern können. Auch in deinem Land sind wir Außenseiter geblieben, das ist nun mal so.«

»Ich weiß es. Vielleicht wird einmal eine Zeit kommen, in der die Menschen anders darüber denken.«

»Das glaube ich nicht. So verschieden unsere Länder sind, eines haben sie gemeinsam.« Sie legte eine Pause ein, und ich wunderte mich darüber, wie gut sie ihre Sprache beherrschte. Sie holte tief Atem, was von einem Röcheln begleitet wurde, dann zeigte ihre Stirn tiefe Falten, und sie beendete ihre Rede mit einem folgenschweren Satz. »Das Böse aber bleibt in allen Ländern gleich, denn es kennt

keine Grenzen.«
»Stimmt.«
»Ich glaube dir sogar. Wer seid ihr?«
»Wir bekämpfen das Böse.«
»Erfolgreich?«
»Hin und wieder.«
Maria nickte uns zu. »Von euch geht etwas aus, das auch ich spüre. Es ist mir fremd und trotzdem nah, und es ist eine gewaltige Kraft, die ich nicht negativ spüre.«
Sie war sehr sensibilisiert. Sicherlich hatte sie die Aura meines Kreuzes gespürt. Ich wußte, daß es derartige Menschen gab, denn so etwas passierte mir nicht zum erstenmal.
»Aber die andere ist auch da - oder?«
»Ja.«
Nach dieser Antwort schaute uns Gordon Polvera triumphierend an, als wollte er sagen: Seht ihr, ich habe es gewußt. Ich habe es euch doch gesagt. Es ist alles klar.
»Wo ist sie?« fragte Suko.
Maria hob die Schultern. Sie bfwegte ihren Kopf, als wollte sie sich umschauen. Ihr Antwort klang etwas rätselhaft, als sie flüsterte: »Es ist vor handen, aber es ist nicht zu sehen. El kann blitzschnell hier sein, es ist auf der Suche, was ich schon Polvera gesagt habe. Nur kann ich es im Moment nicht sehen, doch es ist unterwegs, und es hat auch keine Angst, sich zu zeigen.«
Bisher war das alles sehr allgemein gehalten. Wir konnten damit nichts anfangen, und mein Freund Suko stellte genau die richtige Frage. »Hat das Böse eine Gestalt? Weißt du denn, wie es aussieht? Kannst du uns das sagen?«
Maria ließ sich Zeit. Sie bewegte unruhig ihre Hände, dann hob sie die Schultern und sagte: »Das Böse geht auf zwei Beinen. Es hat zwei Arme, einen Kopf und auch ein Gesicht. Es sieht aus wie ein Mensch, aber es ist kein Mensch. Es ist ein Untier. Es ist eine Mischung aus Mensch und Tod. Es ist ein Wesen aus dem Zwischenreich, ein künstlicher Mensch mit der Seele eines Verdammten. Der Mensch ist tot und lebt trotzdem weiter…«
Polvera stöhnte auf. Er lehnte sich gegen mich, als er flüsterte: »Die Frau, Mr. Sinclair. Die Person, die Selbstmord begangen hat und dann nicht mehr zu finden war. Bis zu dem Augenblick, als sie sich neben mich gesetzt hat. Verdammt noch mal, die Wahrsagerin hat recht. Diese Person gibt es. Sie ist tot und lebt trotzdem.« Er hatte sich in Rage geredet, schwitzte auch, was zu riechen war.
»Das ist schrecklich, Mr. Sinclair. Nicht zu fassen.«
»Da gebe ich Ihnen recht, Mr. Polvera.«
»Und deshalb müssen wir etwas tun!«

Ich nickte ihm lächelnd zu, dann wurde ich abgelenkt, denn Maria hatte wieder das Wort übernommen. Zudem hörte ich Sukos Flüstern, als er sagte: »Schau sie dir mal genauer an.«

Ich folgte seinem Ratschlag und wußte im ersten Moment nicht, wie ich mich verhalten sollte. Der Gesichtsausdruck der Frau hatte sich völlig verändert. Er zeigte keine Glätte mehr, keine Entspannung. Der Kopf lag leicht schief, ebenso wie der Körper eine schiefe Haltung eingenommen hatte. Die Augen der Frau standen weit offen, und trotzdem kamen sie mir im übertragenen Sinne geschlossen vor, denn Maria machte auf mich den Eindruck, als würde sie zwar etwas sehen, aber von ihrer normalen Umwelt nichts erkennen können.

Maria hatte das Zweite Gesicht!

Das war mir in diesem Augenblick klargeworden. Sie schaute in etwas hinein, das für uns fremd war. Sie saß auf einer anderen Ebene. Selbst ich war von derartigen Frauen mit den entsprechenden Gaben immer wieder fasziniert, und sie beeindruckten mich auch.

Polvera wollte ihr eine Frage stellen. Als er meinen scharfen Blick sah, schwieg er.

Maria durfte nicht gestört werden. Entweder hatte sie sich selbst in diese Trance versetzt, oder sie war durch die andere Kraft hineingerissen worden. Jedenfalls hielt sie die Hände zu Fäusten geschlossen. Sie blieben aber nicht starr, denn hin und wieder zuckten ihre Finger doch, ohne sich allerdings zu öffnen.

Etwas mußte sie stark beeindruckt haben. So immens, daß ein Schauer über ihre Haut lief, und der Blick ihrer Augen erschreckend wurde. Sie zitterte plötzlich, schüttelte den Kopf und flüsterte etwas in ihrer Heimatsprache vor sich hin. Dann schaute sie uns wieder an, runzelte dabei die Stirn und redete wieder so, daß wir sie auch verstehen konnten.

»Ich habe es gesehen, es ist unterwegs. Man hat sie geschickt, es wird töten wollen.«

»Hast du noch etwas erkannt?« fragte ich und beugte mich ihr tiefer entgegen.

»Es geht nicht allein.«

»Wer ist ES?«

»Die Tote, die lebt. Sie kann auch sprechen. Sie ist von Menschen umgeben«, eine kurze Pause, dann ein Satz, der uns erschreckte.

»Kinder, ja, Kinder…«

»Wo? Bei ihr?«

»Um sie herum.«

Mir schössen schreckliche Vorstellungen durch den Kopf, und Suko erging es sicherlich ebenso. Ich dachte daran, daß ein weiblicher Zombie in einen Kindergarten oder eine Schule eingebrochen war, um dort das Grauen und den Tod zu verbreiten.

Himmel, ich mußte Maria noch einmal fordern und fragte sie: »Kannst du denn nicht erkennen, wo sie sich befindet? Hält sie sich in einem Raum auf?«

»Raum?« wiederholte sie langsam. Ich hoffte, daß sie den Kopf schüttelte oder anders verneinte, aber die Antwort bewies das glatte Gegenteil. »Ja, ein Raum mit Fenstern…«

»Schule?« keuchte ich.

Maria schüttelte den Kopf.

»Ein Kindergarten?« fragte Suko.

»Nein.«

»Was dann?«

Auch Polvera hatte zugehört, und er stellte die nächste Frage. »Ist es ein Raum, der rollt?«

»Auf Rädern«, flüsterte Maria.

»Ein Zug!«

Plötzlich lächelte sie, obwohl ihr sichtlich nicht danach zumute war. In Anbetracht des Erfolges konnte sie sich dieses Lächeln erlauben, und sie nickte auch. »Es ist ein Zug, der fährt. Durch die Tunnels, die Röhren, die Finsternis…«

»Wird er herkommen?«

Auf meine Frage erhielt ich eine mehr oder minder orakelhafte Antwort.

»Er ist unterwegs, und ich kann ihn schon deutlicher spüren als noch vor wenigen Minuten…«

»Dann wird er hier halten«, erklärte Polvera. Er war nervös. »Es muß hier halten, wenn er näher kommt. Wir befinden uns hier am Piccadilly. Das ist ein Knotenpunkt.«

»Aber wir wissen nicht, aus welcher Richtung«, sagte Suko. »Denken Sie mal daran, daß es mehr als ein Gleis hier gibt.«

»Ja, ja, das weiß ich. Aber Maria könnte uns vielleicht helfen, wenn wir sie mitnehmen.«

»Das ist eine gute Idee«, gab ich zu.

Auch die Wahrsagerin hatte mich gehört. »Ich soll mit euch gehen?« fragte sie.

Ich streckte ihr bereits eine Hand entgegen. »Bitte, Maria, tu uns den Gefallen. Wenn es stimmt, daß dieses Wesen mit Kindern zusammen ist, dann mußt du helfen, sie zu retten.«

»Nicht nur Kinder«, sagte sie.

»Was noch?«

»Jemand ist in ihrer Nähe. Eine Frau. Ich spüre den anderen Einfluß, aber diese Frau ist nicht stark genug, um gegen die lebende Tote anzukommen. Noch sind die Kinder nicht in Gefahr, noch nicht. Und sie haben auch nichts gemerkt.«

»Aber sie könnten in Lebensgefahr geraten.«

»Das stimmt.«
»Dann hilf uns bitte.«
Über meinen noch immer ausgestreckten Arm hinweg schaute mich die Wahrsagerin an. »Ja, ich werde dir helfen. Ich werde euch helfen, weil ihr es verdient und ich nicht will, daß Kinder sterben, obwohl es auch Kinder waren, die mich hier in eurem Land ausgelacht und manchmal sogar getreten und mit Steinen beworfen haben…«
Das waren Augenblicke, in denen man sich schämte, Mitglied eines sogenannten Kulturvolks zu sein. Ich konnte meine Landsleute nicht verteidigen, ich konnte mich höchstens entschuldigen, aber Maria stoppte mich schon im Ansatz.
»Nein, lieber nicht. Ich weiß ja, daß nicht alle Menschen bei euch so denken. Aber war die Hölle hinter sich hat, der hat es nicht verdient, wieder in eine andere Hölle zu geraten.« Sie umklammerte mein Gelenk über der Hand, und ich wunderte mich darüber, mit welch einem kraftvollen Schwung sie auf die Beine kam.
Wir standen uns gegenüber. Sie war kleiner als ich und mußte die Augen anheben, um mir ins Gesicht blicken zu können. Ich sah ihr Lächeln, dann sagte sie: »Jetzt sollten wir aber gehen.«
»Und du kennst das Ziel?«
»Ja, zum Bahnsteig.«
»Auch das Gleis?«
»Noch nicht«, flüsterte sie und fügte noch etwas hinzu, das bei mir einen Schauer hinterließ. »Sie kommen, und sie kommen näher und näher…«

***

Sarah Goldwyn kannte die Person neben Sich noch nicht besonders gut, aber doch soweit, daß sie davon ausgehen konnte, keinen Bluff gehört zu haben. Diese Lucy Travers gehörte einer Kategorie von Geschöpfen an, die als lebende Tote traurige Berühmtheit erlangt hatten. Gefühle waren ihnen fremd. Sie töteten Kinder ebenso wie Erwachsene, das wußte Lady Sarah, und sie wußte auch, daß sie sich fügen mußte. So selbständig dieses Wesen nah war, es brauchte trotzdem jemand, der es führte.
Die Horror-Oma verfügte nicht nur über ein immenses Wissen, sie war auch mit starken Nerven ausgerüstet. Möglicherweise eine Sache des Alters, denn sie sagte sich, daß ihr Leben hinter ihr lag. Deshalb blieb sie auch ruhig.
»Du hast es gehört?«
»Ja.«
In den starren Augen der Person bewegte sich nichts. Leider hielt sie Sarah noch immer fest, und der Schmerz hatte sich ausgebreitet, was der Frau nicht gefiel. »Ich werde dir nicht weglaufen«, sagte sie. »Wir

bleiben zusammen, aber bitte, wenn du mich loslassen könntest, wäre das schon gut. Du hast einen sehr harten Griff, und ich bin eine alte, schwache Frau…«

Lucy Travers lächelte. Es war bösartig und irgendwo auch grausam.

»Nein, du bist nicht schwach. Ich weiß es besser. Du weißt auch, wer ich bin, aber du hast nicht geschrien und dich beherrscht.«

»Trotzdem kannst du mich loslassen.«

Lucy überlegte. Plötzlich fühlte sich Lady Sarah befreit. Keine kalten Zombie-Finger umklammerten mehr ihre Hand. Sie konnte sich wieder normal bewegen, aber die Kälte blieb noch, als wäre ihr Blut eisiger geworden. Die Finger lagen noch zusammengedrückt, und sie versuchte, die Hand erst einmal zu bewegen.

Es klappte. Allmählich verschwand auch der Schmerz, zudem ging die Taubheit zurück.

Sie schloß für einen Moment die Augen. Urplötzlich hatte sie dieser Schwindel gepackt. Erst jetzt kam ihr zu Bewußtsein, wie tief sie bereits in der Tinte steckte. Auch Lady Sarah war ein Mensch, und sie mußte das Erlebte erst mal verdauen. Es war so etwas wie eine Schockreaktion, die sie überfallen hatte.

Mehr im Unterbewußtsein stellte sie fest, daß der Zug langsamer geworden war. Er lief in die nächste Station ein. Sarah, die ihre Augen fast geschlossen hatte, öffnete sie wieder, um nach vorn zu blicken. Die Kinder saßen noch auf ihren Plätzen oder standen im Gang. Keines von ihnen traf Anstalten, den Wagen zu verlassen. Sie waren noch nicht am Ziel.

Aber einer war trotzdem aufgestanden. Der dünne Junge mit der Schirmmütze. Er rückte näher an den weiblichen Zombie heran, weil sich zwei ältere Männer zusammensetzen wollten. Lady Sarah sah diese Veränderung nicht gern. In ihr blieb ein ungutes Gefühl zurück, aber sie schwieg.

Der Zug fuhr wieder an.

Die Kinder lachten, sie redeten miteinander. Einige stritten sich auch, und als sich zwei zu prügeln anfingen, griff der Lehrer ein, ein bärtiger Mann mit Schlapphut und braunem Cordanzug.

Die Röhre schluckte die Wagen. Sarah Goldwyn hatte nicht darauf geachtet, an welcher Station sie zuletzt gehalten hatten. Vielleicht Hyde Park Corner oder Grenn Park, sie wußte es nicht genau, aber sie hoffte, daß dieser Zombie nicht durchdrehte.

Wieder gelang ihr ein Blick auf den Körper. An verschiedenen Stellen waren die frischen Nähte zu sehen, und sie fragte sich wieder einmal, ob diese Person neben ihr tatsächlich aus verschiedenen Teilen zusammengenäht worden war.

Möglich war alles…

Plötzlich wurde ihr kalt. Die Adern schienen mit Schnee und Eis

gefüllt zu sein, und sie fragte sich nach dem Grund. War es deshalb so gekommen, weil die lebende Leiche vor ihr plötzlich schwankte. Es hatte nichts mit ihr selbst oder den Schwankungen des Zugs zu tun, der Knabe mit der Mütze hatte sich endlich darauf besonnen, wer da neben ihm saß, und er hatte versucht, die Person anzumachen.

»He, warum glotzt du nur die Alte an!«

Das hat uns noch gefehlt, dachte Sarah.

»Lassen Sie die Frau in Ruhe!«

Der Typ erhob sich, weil er über Lucys Kopf hinwegschauen wollte.

»Hast du auch was zu sagen, Alte?«

»Seien Sie ruhig.«

Er lachte breit, setzte sich wieder und meinte: »Die Tussy hier macht mich eben an. Sieht so aus, als hätte sie nichts unter dem komischen Mantel.« Er kicherte und griff zu. Seine Hände umfaßten den Kragen und zerrten sie zur Seite.

Jetzt lag ein Teil des Oberkörpers frei vor ihm. Er sah den Ausschnitt, den Ansatz der Brüste, er sah auch die ungewöhnlichen Nähte, die wie Reißverschlüsse wirkten. Er wollte dorthin fassen, wo sich die Brusthügel unter dem Stoff abzeichneten.

Bisher hatte Lucy nichts getan. Erst als sich die Hände des jungen Mannes auf dem Weg befanden, reagierte sie. Mit zwei Fingern stieß sie zu, und Sarah sah, wie der Kopf des Mannes zuckte, dann hörte sie einen Schrei, der sehr schnell endete und in ein Gurgeln überging, denn Lucy hatte die Kehle des Mannes umklammert.

»Sei ruhig!«

Er hing mehr auf dem Sitz, als daß er saß. Eine Hand hielt er vor sein malträtiertes linkes Auge gepreßt. Dort hatten ihn die Finger erwischt und blind gemacht.

Ein Strom aus Tränen rann unter seiner Hand hervor. Er jammerte, und Lucy starrte ihn mitleidslos an.

Sarah wußte, daß sie auch anders gekonnt hätte. Aus unerfindlichen Gründen hatte sie ihn bisher nur gewarnt, und Sarah wollte dem Knaben einen Rat geben.

»Steig aus! Steig an der nächsten Station aus. Es ist besser für dich. Glaub es mir.«

»Halts Maul, Alte!« kriegte sie zur Antwort, während er sein Auge rieb.

Sie schaute in Lucys Gesicht.

Die lebende Tote lächelte…

Das gefiel Lady Sarah nicht. Dieses Lächeln konnte vieles bedeuten, nur nichts Gutes, und sie enthielt sich zunächst eines Kommentars. Aber sie merkte, daß die Spannung nicht abgeflaut war. Im Gegenteil, sie war noch gestiegen, und Sarah befürchtete, daß es zu einem bitteren Ende kommen würde.

Der Mützenjunge stieg nicht aus. Er blieb sitzen. Einige Kinder beobachteten ihn, und ein Mädchen wandte sich in die zweite Lehrperson, eine Frau: »Was hat der Mann?«

»Nichts, Carol nichts. Ihm ist wohl etwas ins Auge geflogen. Da solltest du auch vorsichtig sein.«

Carol nickte und schloß die Augen.

Ebenso schlossen sich die Türen. Innerhalb dieses Wagens hatte es kaum eine Veränderung gegeben. In die anderen waren Fahrgäste ausund zugestiegen.

Es ging weiter.

Die nächste Station war das Ziel - Piccadilly. Da mußte Lady Sarah aussteigen, und sie war sicher, daß Lucy nicht von ihrer Seite weichen würde. Sie hatte nur nach einer Person gesucht, die sie durch die Tücken des alltäglichen Lebens führte, und sie war dabei ausgerechnet an Sarah Goldwyn, die Horror-Oma gelangt.

Zufall? Fügung?

Keiner wußte es, und Lady Sarah machte sich darüber auch keine Sorgen. Für sie war es viel wichtiger, daß sie irgendwann ihren jungen Freund John Sinclair erreichte, damit er sie von diesen Problemen befreite. Nur durfte Lucy davon nichts erfahren und es auf keinen Fall mitbekommen.

Noch eine Station.

Sie waren jetzt zu dritt und blieben auch zusammen, denn der Typ mit der Mütze machte keinerlei Anstalten, sich zu erheben und den Platz zu wechseln. Er blieb sitzen, hatte die Beine ausgestreckt und war noch immer mit seinem linken Auge beschäftigt. Es war sicherlich verkehrt, daß er es rieb, doch Sarah wollte ihm keinen Ratschlag geben, den er sowieso nicht befolgt hätte.

Statt dessen wandte sie sich an Lucy. »Ich werde an der nächsten Station aussteigen. Piccadilly.«

»Ja.«

»Was machst du?«

»Ich steige mit aus.«

»Und dann?«

»Werden wir gehen.«

Sarah schluckte. »Wohin?«

»Ich muß zu ihm.«

»Wer ist das?«

»Mein Erschaffer!«

Nach dieser Antwort wußte Lady Sarah genau, daß sie gedanklich ins Schwarze getroffen hatte. Diese Lucy Travers neben ihr war so etwas wie ein weibliches Monster des Doktor Frankenstein. Zusammengenäht aus Leichenteilen und mit dem Hauch der Hölle versehen. Sie schauderte, ihre Lippen zogen sich zusammen, und sie

hörte die nächsten Worte dieser unmenschlichen Person.
»Du denkst über ihn nach?«
»Ja.«
»Er ist gut. Er ist ein Gott. Er erschafft Leben. Er hat mich gebaut, verstehst du?«
»Nein.«
»Dann laß es.«
»Was willst du bei ihm?«
Lucy kicherte. »Ich soll Brüder und Schwestern bekommen. Ich will zusehen, wie er weitere Menschen erschafft, Menschen wie mich, wenn du es begreifst. Er hat viel gelernt. Er ist gereist. Er war in fremden Ländern und hat das Geheimnis des Todes ergründet. Er tötet und gibt Leben, er ist so mächtig.«
Ein tiefes, aber auch wütendes Stöhnen drang von der anderen Seite her an Sarahs Ohren. Sie wußte sofort, wer diesen Laut abgegeben hatte, und es paßte ihr nicht.
Als sie an Lucy vorbeischaute, da sah sie, daß sich der Mützentyp aufrecht hingesetzt und auch seinen Kopf gedreht hatte. Das Auge tränte noch immer, es war auch geschwollen, und die Pupille wirkte, als würde sie in Gelee schwimmen.
Dann grinste er.
»Nicht«, sagte Sarah.
»Schnauze.« Er holte tief Luft, während Lucy unbeteiligt blieb, auch dann, als sich eine Hand auf ihre Schulter legte. Der Knabe öffnete seinen Mund, er hatte Mühe mit der Atmung. Sein Gesicht war gerötet, und sein gesundes Auge blitzte wütend. »Das hast du nicht umsonst gemacht, Tussy! Nicht umsonst. Wenn du denkst, mich losgeworden zu sein, hast du dich geirrt. Jetzt erst recht. Du hast mich heiß und wütend gemacht, obwohl du deine komischen Tätowierungen auf dem Körper hast, aber darauf stehe ich, Süße. Dein Pech.«
»Lassen Sie es!« rief Sarah laut.
Das Gesicht des Angesprochenen verzerrte sich. »Hau endlich ab, du alte Kuh!«
Lady Sarah machten die Beleidigungen in diesem Fall nichts aus. Trotz allem wollte sie den jungen Mann vor einem schlimmen Schicksal bewahren, doch es war zu spät.
Bei Lucy war der Geduldsfaden gerissen, falls man bei ihr überhaupt einen derartigen Vergleich anstellen konnte. Wieder bewegte sie nur einen Arm, und wieder war sie schneller als der Anmachertyp.
Diesmal machte sie es brutal.
Der Schrei war furchtbar. Er peitschte durch den Wagen und ließ die Menschen erstarren.
Aber noch furchtbarer war das Blut, das sich verteilt hatte. Es lag auf

dem Boden, es klebte an den Scheiben, und Lady Sarah war in die Höhe gesprungen.
Dabei entdeckte sie auch die blutigen Finger an der rechten Hand des Zombies.
Am schlimmsten aber hatte es den jungen Mann erwischt. Er lag halb auf dem Sitz und halb auf dem Boden.
Seinen Mund gab es kaum noch, den hatten die Finger der Untoten einfach zerrissen…

***

Wir hatten die Frau zwischen uns genommen, die sich sehr ruhig verhielt. Ab und zu aber blieb Maria stehen, schaute sich um, ohne jedoch einen Kommentar über das Entdeckte oder nicht Entdeckte abzugeben.
Die anderen Menschen ignorierten uns. Der Betrieb hatte zugenommen, die meisten hasteten den Bahnsteigen entgegen, andere hatten die einlaufenden Züge verlassen, wollten zu den Ausgängen oder zu anderen Bahnsteigen, um umzusteigen.
Das Böse war unterwegs.
Aber es war noch nicht eingetroffen. Dies zu wissen, tat uns gut. Wäre es anders gewesen, dann hätte sich unsere Begeisterung auch anders verhalten.
Daß sie sehr klein war, merkten wir erst jetzt. Sie reichte mir nicht mal bis zur Schulter. Wenn sich unsere Körper berührten, merkte ich, daß sie zitterte. Mit irgendwelchen Dingen mußte sie starke Probleme haben, aber sie redete nicht darüber.
Dennoch fielen wir auf.
Zwei Männer vom Sicherheitsdienst stoppten vor uns. Vielleicht hatte ihnen untere Gehformation nicht gefallen. Maria in der Mitte, das sah aus wie eine Entführung.
Gordon Polvera kannte die Männer. Er wollte es regeln, aber ich kam ihm zuvor Als die Aufpasser meinen Ausweis sahen, entschuldigten sie sich auf der Stelle.
»Schon gut«, sagte ich. »Eine Frage hatte ich trotzdem noch.«
»Geht es um die Frau hier?«
»Nein, ich möchte nur wissen, ob alles reibungslos verläuft. Ich meine damit den allgemeinen Verkehr.«
»Bis jetzt schon.«
»Es hat also keine Zwischenfälle auf den Strecken gegeben, oder?«
»Bisher nicht. Erwarten Sie denn Ärger, Sir? Sind Sie deshalb hier?«
»Ich erwarte keinen Ärger.«
»Das ist gut.«
Sie glaubten mir nicht, gingen weiter, und beim Umdrehen sah ich, daß einer von ihnen ein Sprechgerät vor die Lippen hielt und eine

Meldung an die Zentrale abgab. So ganz schienen sie dem Frieden nicht zu trauen. Nach ein paar Schritten blieb Maria stehen, schaute sich um und deutete auf ein bestimmtes Gleis. »Dort wird der Zug einlaufen.«

»Und es ist der richtige?« fragte Suko.

»Ja.«

Der Inspektor nickte, und auch ich sah keinen Grund, noch einmal nachzufragen. Diese kleine Person mit den glatten, schwarzen Haaren strahlte eine Sicherheit aus, die mich schon beeindruckte. Ich kam auch nicht daran vorbei, über den weiblichen Zombie nachzudenken, der in einem Zug saß, umgeben von Menschen, von potentiellen Opfern, denn lebende Leichen kannten nur die Gier des Tötens.

Allerdings war sie kein richtiger Zombie. Mehr ein zusammengebasteltes Monstrum, wie es in Mary Shellys Roman »Frankenstein« zum erstenmal schriftlich hinterlegt worden war. Wenn ich mir die Geschichte des Frankenstein-Monsters durch den Kopf gehen ließ, dann war dieser von einem Arzt geschaffene Unhold eher eine tragische Figur, der eigentlich einen Kontakt zu den Menschen haben wollte, von ihnen aber nicht angenommen, sondern abgestoßen wurde.

Er war praktisch in die Verbannung gedrängt worden und hatte aus dieser Lage hervor sein Verhalten geändert, um zu töten. Wie immer trugen letztendlich die Menschen die Schuld daran.

Auch bei dieser Frau?

Keiner von uns wußte es genau. Aber die Zeit lief ab, und die Spannung nahm zu. Maria rieb ihre Handflächen gegeneinander. Dabei hob sie auch die Schultern wie jemand, der plötzlich anfängt zu frieren. Zudem starrte sie auf einen bestimmten Bahnsteig, und sie schüttelte mehrmals hintereinander den Kopf.

Urplötzlich wurde sie leichenblaß und preßte beide Hände gegen ihr Gesicht. Ich hatte sie genau beobachtet und wollte wissen, was geschehen war, erhielt aber noch keine Antwort. Dafür mußte ich sie stützen, denn fast wäre sie gefallen.

»Was hat sie?« fragte Suko.

Ich hob die Schultern. »Möglicherweise eine Vision, die uns nicht gefallen könnte.«

Sukos Blick wurde ernst. Maria ließ sich gegen mich fallen, ich hörte sie leise schluchzen. Als sie wieder zu mir in die Höhe schaute, da schimmerten Tränen in ihren Augen.

»Ist es so schlimm?«

»Es ist passiert…«

»Was?«

Wir hörten gespannt zu, aber Maria ließ sich Zeit. »Das Böse hat zugeschlagen.« Sie nickte heftig. »Es hat gezeigt, wozu es fähig ist. Es

ist… es ist furchtbar…«

»Was hast du gesehen?« drängte Suko.

»Blut!« keuchte sie. »All das verfluchte Blut… unschuldig vergossen … das Blut…«

»Wo? Im Wagen?«

»Ja…«

»Du bist sicher?«

Sie schaute mich beinahe böse, zumindest jedoch vorwurfsvoll an. »Was ich mit meinem anderen Gesicht sehe, das stimmt.« Sie hob eine Hand.

»Du wirst es erleben, nein, wir werden es erleben. Wir werden hier die Hölle kennenlernen, das hier ist ein Tag, an dem sich der Teufel die Hände reibt. Jetzt kommt, kommt mit…«

Sie rannte plötzlich vor, und wir wunderten uns, wie schnell diese kleine Person laufen konnte. Wenn aber die Angst Flügel wachsen ließ, dann war das bei ihr der Fall.

»Die hat nicht gelogen, die hat nicht gelogen!« keuchte Polvera.

»Gütiger Himmel, mir ist es selten so schlecht ergangen. Was… was… kann man da tun?«

»Darauf hoffen, daß es uns gelingt, Ihre Freundin zu vernichten«, sagte Suko.

»Meine Freundin? Ich kann darüber nicht lachen!«

Wir hatten den Bahnsteig erreicht und blieben stehen. Leider waren wir nicht die einzigen Personen, die auf den einfahrenden Zug warteten.

Auch andere Menschen drängten sich in unserer Nähe zusammen. Ein Halt würde immer nur sehr kurz sein. Das schnelle Ausund Einsteigen, dann war die Sache vorbei.

Wo kam der Zug?

Wir schauten nach links.

Noch war nichts zu sehen. Auf dem anderen Gleis gegenüber lief einer ein. Er zog meine Blicke an. Wir hörten die zischenden Geräusche, dann aber war es soweit.

Der Zug, auf den wir gewartet hatten, tauchte aus der Röhre auf.

Endlich!

Neben mir stand Maria. Sie betete…

***

Sarah Goldwyn hatte den Schrecken als eine unmittelbare Zeugin miterlebt. Die folgenden Sekunden kamen ihr vor, als liefen sie in einem Super Zeitlupentempo ab. Wahrscheinlich war ihr Gehirn noch nicht in der Lage, alles zu verdauen, aber es meldete ihr doch die Bilder, die sich abspielten, nur eben langsamer.

Es war kaum zu fassen. Der Verstand weigerte sich, den Schrecken

voll aufzunehmen.

Der Typ mit der Mütze lag noch immer am Boden. Er bewegte sich nicht mehr, er schrie auch nicht. Er mußte bewußtlos geworden sein, aber er blutete weiter und durfte nicht zuviel von seinem wichtigen Lebenselixier verlieren.

Die anderen Fahrgäste waren erst durch seinen mörderischen Schrei aufmerksam geworden, und unter ihnen befanden sich die zahlreichen Kinder.

Auch ihnen konnte der Schrecken nicht erspart werden. Sie schauten hin, und Lady Sarah sah ihre Gesichter überdeutlich. Sie hatte sogar den Bindruck, als wären sie extra für sie getrennt worden, so daß sie die Angst und das Entsetzen auf jedem einzelnen genau wahrnehmen konnte. Schreie.

Verzerrte Gesichter.

Kinder, die sich abwandten.

Aber auch Erwachsene, die das Bild nicht vertragen konnten und aussahen, als würden sie nach Verstecken suchen.

Grauen überall!

Die beiden Lehrpersonen waren ebenfalls überfordert. Auch sie mußten mit dem Anblick zurechtkommen und sich dann um die Kinder kümmern, für die sie verantwortlich waren.

Lady Sarah fühlte sich wie vereist, denn die lebende Leiche, dieses widerliche Wesen, suchte seine Chance.

Es war eiskalt.

Ein kleines Mädchen in einem bunten und gefütterten Anorak stand dem Schauplatz des Geschehens am nächsten und hatte alles mitbekommen.

Es gelang ihm sogar, sich von dem Anblick loszureißen und sich umzudrehen. Dann suchte das Mädchen Schutz bei der Lehrerin.

Zwei Schritte kam es weit, die Arme schon vorgestreckt, wollte es sich gegen den Körper werfen, als Lucy Travers reagierte. Sie war viel schneller als die Kleine. Blitzartig beugte sie sich vor, streckte ihre Arme aus und faßte zu.

Die Kleine schrie, als die Arme sie umklammerten, zurückzerrten und damit weg von der Lehrerin holten. Das Kind ruderte mit seinen kurzen Armen, es schrie den Namen der Lehrerin, wobei die Stimme in dem allgemeinen Chaos unterging, und mit dem Kind auf dem Arm fuhr Tracy herum und starrte Lady Sarah an.

»Wage es nicht!« schrie sie. »Wage es nicht. Das Fleisch hier gehört mir, verstehst du?«

»Ja, ist schon gut!«

»Wunderbar!« keuchte die Person. »Das ist einfach wunderbar.« Sie lachte schrill, und Sarah Goldwyn war froh, daß das Kind auf dem Arm nicht mehr schrie. Die Angst hatte es stumm werden lassen.

Wie aber ging es weiter?

Es war simpel. Lucy hatte sich eine perfekte Geisel geholt. Und sie würde, wenn es darauf ankam, nicht zögern, das Kind mit den eigenen Händen zu töten.

Sarah Goldwyn unternahm einen letzten Versuch. Sie streckte Lucy einen Arm entgegen, eine bittende Geste. »Nimm mich als Geisel, und laß das Kind laufen.«

Das Monstrum schüttelte den Kopf. Es grinste. Der Mantel war verrutscht, auch das Kleid, so daß ihre Brüste beinahe freilagen. Auch dort zeichnete sich eine lange Naht ab. »Nein, nein, du wirst es nicht bekommen, denn du bist mir sicher, Sarah. Sehr sicher.«

»Warum? Ich…«

»Du kommst mit!« brüllte das Wesen. »Verdammt noch mal, du kommst mit!« Ihre Stimme übertönte alle anderen Geräusche. Zudem war das Entsetzen so groß, daß die Menschen schwiegen.

Sarah nickte.

Sekunden verrannen. Auch die längste Fahrt ging einmal zu Ende. Die Horror-Oma sah bereits die Station als Lichtinsel vor sich.

Plötzlich fing Sarah an zu zittern. Der Wagen samt seinem Inhalt verschwamm vor ihren Augen. Sie hielt den Mund weit offen, um einatmen zu können, denn das blanke Entsetzen hatte ihre Kehle zugeschnürt.

Bisher war sie relativ souverän gewesen, aber auch sie war nur ein Mensch und kein Roboter.

Sie hatte Gefühle…

Der Wagen gehörte zum vorderen Drittel des Zugs. Hinter den Scheiben tat sich die andere Welt auf. Licht und Menschen, die standen, warteten oder weghasteten.

Davon ahnte niemand etwas.

Dann hielt der Zug.

Zischend öffneten sich die Türen.

Und das Chaos nahm seinen Lauf!

***

Maria betete noch immer. Ihre Lippen bewegten sich dabei, sie selbst aber gab keinen Laut von sich. Sie stand auf der Stelle, doch ihr Zittern war nicht zu übersehen.

Urplötzlich brach das Gebet ab. Sie hielt die Hände auch nicht mehr gefaltet und flüsterte so laut, daß wir es gerade noch hören konnten: »Jetzt ist das Böse da!«

In diesem Augenblick rollte die U-Bahn in die Station. Eine völlig normale Wagenschlange, an der es nichts Besonderes zu entdecken gab. Zumindest nicht auf den ersten Blick.

Dennoch war die Spannung in mir gestiegen. Sie hatte bereits den

Siedepunkt erreicht, und ich kam mir vor, als würde ich jeden Augenblick platzen.

Ähnlich erging es auch meinen beiden Begleitern. Suko stand da und hielt die Lippen fest zusammengepreßt. Gordon Polvera schwitzte wie in der Sauna. Sein Blick war starr auf die einfahrenden Wagen gerichtet, als sähe er sie zum erstenmal.

Der erste, der zweite, der dritte…

Plötzlich umfaßte Maria meine rechte Hand. »Komm mit, komm mit! Aber schnell!«

Sie zerrte mich so heftig voran, daß ich beinahe über die eigenen Füße gestolpert wäre. Sie wußte auch Bescheid, denn ihr Ziel war der dritte Wagen. Wir standen in einem relativ ungünstigen Winkel zu ihm, mußten schräg nach rechts laufen und gerieten zwangsläufig anderen, normalen Fahrgästen ins Gehege.

Darum kümmerte ich mich nicht. Mit der Schulter und auch durch Stöße räumte ich zweibeinige Widerstände zur Seite, kümmerte mich nicht um den Protest und sah, wie sich die Türen der Wagen öffneten. Auch die dritten. Heraus quollen - es war kaum zu fassen - Kinder.

»Das ist er!« schrie die Wahrsagerin. »Das ist der Wagen. In ihm steckt das Böse!« Sie ließ mich los. Ich verstand das Zeichen und legte die letzten trennenden Yards zurück.

Ich war sehr nahe an den Wagen herangekommen, und die Szenerie veränderte sich meinem Gefühl nach. Plötzlich hatte ich den Eindruck, vor mir wacklige Filmbilder zu sehen, die von einer Seite zur anderen tanzten, aber auch in die Höhe schwangen und nach unten zuckten.

Alles war anders.

Die Kinder quollen aus den offenen Türen. Sie schrien und rannten gegen mich. Ihre Gesichter verdienten den Namen nicht mehr, sie waren nur noch Fratzen, in denen das blanke Entsetzen seine Handschrift hinterlassen hatte.

Verdammt, ich mußte in den Wagen, konnte aber die Kinder nicht zu Boden treten. Dadurch verlor ich Zeit. Hinter mir hatte die Panik der Kinder auch andere Reisende angesteckt. Doch um die Schreie der Erwachsenen kümmerte ich mich nicht.

Ich mußte in den Wagen. Dabei schaute ich über die Köpfe der Kinder hinweg und glaubte, eine Bewegung darin zu erkennen. Leider waren die Scheiben zu verschmutzt, zudem hatte sich die Bewegung am anderen Ende des Wagens gezeigt.

Keine Zeit mehr, um zu wechseln.

Endlich war die Tür frei.

Verdammt eng war sie. In diesem Augenblick wurde das für mich deutlich. Seitlich drückte ich mich hinein, hielt mich an einer Stange fest, schwang herum, dann lief ich einige Schritte vor, und diesmal weiteten sich auch meine Augen vor Entsetzen.

Was ich zu sehen bekam, war ungeheuerlich. Ich sah nicht das Böse direkt, ich entdeckte nur die Folgen davon, denn auf dem schmutzigen Boden des Wagens hatte sich eine dunkelrote Flüssigkeit ausgebreitet.

Das Blut war auch gegen einige Fenster gespritzt.

Es stammte von einem jungen Mann, den ich im Wagen weiter hinten entdeckte.

Er lag auf dem Boden.

Er sah furchtbar aus.

Die Wahrsagerin Maria hatte sich nicht geirrt. Das Böse war in diesem Wagen mitgefahren, aber das Böse war auch verschwunden, und ich hatte wieder das Nachsehen…

***

In jedem Wagen gibt es auf jeder Seite zwei Doppeltüren. Suko hatte sich mit seinem Freund nicht abgesprochen. Es war ihm egal, um welchen Ausstieg er sich kümmerte. Da John nach rechts gelaufen war, marschierte der Inspektor nach links. Und auch er erlebte die aus dem Wagen hervorquellenden Kinder, die in Panik geraten waren, auf den Bahnsteig sprangen, wegliefen und sich schreiend in der Halle verteilten.

Irgendwo heulte eine Sirene, es gellten Pfiffe, um die sich Suko nicht kümmerte. Er wußte plötzlich, daß sich die Wahrsagerin Maria nicht geirrt hatte. Das Böse war mitgefahren.

»O nein, nein«, jammerte Polvera, der neben Suko herlief. Maria war zurückgeblieben, sie ging wegen ihrer geringen Größe in der Menge unter, wurde herumgeschubst und kam näher an den haltenden Zug heran.

Im Gegensatz zu Suko. Er wich den Kindern aus, oder fing sie ab, stellte sie woanders hin und behielt dabei die linke Tür des Wagens im Auge.

Nicht nur Kinder stiegen aus.

Auch Erwachsene.

Die aber waren an einer Hand abzuzählen. Zwei Herzschläge später wollte Suko seinen Augen nicht trauen, als er die ältere Person sah, die zitternd in der Tür erschien. Hinter ihr malte sich ebenfalls eine Gestalt ab, die ein Kind auf den Armen hielt.

Suko sah nur das blondgraue Haar, dachte zunächst nicht weiter darüber nach und kümmerte sich um die Horror-Oma.

Sein Schrei übertönte das Chaos.

»Sarah!!! Sarah Goldwyn!!!!«

Sie hatte die Stimme gehört, ging noch einen Schritt vor, blieb stehen und bekam einen Stoß in den Rücken, der sie nach vorn taumeln ließ.

Trotzdem hatte sie den Inspektor an der Stimme erkannt.

»Suko!«

Ihre Stimme kippte bald über, und Suko sah auch warum. Es lag an der Blondgrauen und dem Kind.

Sie hielt es wirklich nicht so, wie eine Mutter ihr Kind gehalten hätte. Die Person preßte es hart an sich und hatte eine Hand um die Kehle gelegt.

Das Alter des Kindes war schlecht zu schätzen, lag aber sicherlich unter zehn Jahren. Suko hatte sich für einen Moment auf die Hand konzentriert. Er sah sie sehr deutlich, und die Finger erinnerten ihn an zähes, altes Gestrüpp. Gehörten sie tatsächlich einem Menschen?

Er dachte wieder an Marias Worte. Das Böse war im Zug. Die Frau mit dem Kind mußte also das Böse sein. Daß es Lady Sarah war, daran glaubte er sicherlich nicht.

Auch weiterhin liefen die Menschen weg. Sie irrten über den Bahnsteig.

Keiner wußte so recht, wohin er sich wenden sollte. Vielen war auch der Grund dieser Panik nicht klar, sie ließen sich einfach mittreiben, und die beiden Lehrer versuchten vergeblich, die Kinder wieder um sich zu sammeln.

»Tu nichts, Suko! Tu nichts!« Es waren Sarahs Warnschreie, die aufgellten. Sie galten einzig und allein dem Inspektor, der drauf und dran war, sich auf die Frau mit dem Kind zu stürzen. Jetzt blieb er stehen. Auch Sarah ging nicht mehr weiter. Sie hielt sich direkt neben der blondgrauen Person auf, und. Suko dachte daran, daß sein Freund John den Zug untersuchte.

Polvera und Maria standen im Hintergrund. Polvera wischte immer wieder über seine Augen, während sich die Wahrsagerin näher an das Geschehen heranschob. Da sie sehr klein war, gelang ihr dies auch, ohne daß es groß bemerkt wurde.

»Was ist mit dem Kind?«

»Sie hält es als Geisel!«

Suko nickte. »Schon okay. Aber wie geht es weiter? Sie wird wissen, daß sie keine Chance hat.«

»Ich weiß es auch nicht.«

»Dann rede mit ihr!«

Suko hatte den Vorschlag nicht grundlos gemacht. Er wollte, daß die Frau abgelenkt wurde, um dann so eingreifen zu können, wie er es sich vorstellte.

In wenigen Sekunden würde auch die Polizei hier erscheinen, die Sicherheitskräfte der Bahn ebenfalls, und bis dahin mußte es geschafft sein. Er wollte auch nicht auf seinen Freund John Sinclair warten, hier ging es jetzt um das Leben des Mädchens.

Sarah sprach die junge Frau an.

Was sie sagte, erfuhr Suko nicht. Für ihn war nur wichtig, daß Sarah diese Person ablenkte, damit sie nicht auf ihn achtete. Sehr weit

befand er sich von dem Wesen nicht mehr entfernt, es mußte eigentlich klappen.

Suko schob die Hand unter seine Jacke. Er wußte, wo er seinen Stab hingesteckt hatte, und er benötigte nur einen kurzen Kontakt, um die Magie wirksam werden zu lassen.

Er berührte ihn.

Dann schrie er das Wort. »Topar!«

Einen winzigen Moment später standen zahlreiche Menschen starr. All diejenigen, die den Ruf vernommen hatten.

Nur Suko bewegte sich noch.

Und der hatte es mehr als eilig. Er eilte mit langen Schritten nach vorn, vorbei an den Menschen, die jetzt wie Figuren einer Ausstellung wirkten.

Es gab keinen, der ihn gehindert hätte. Seine größte Sorge, daß die Untote oder erneut Lebende auf die Magie des Wortes nicht reagierte, hatte sich nicht erfüllt.

Suko »flog« auf die beiden zu. Die Person war jetzt nicht wichtig, für ihn zählte einzig und allein das Mädchen, und das riß er mit einem harten Griff aus der Umklammerung der untoten Person. Er hob die Kleine an, drehte sich mit ihr von dieser tödlichen Gefahrenquelle weg und erlebte noch mitten in der Bewegung das Ende der magischen Zeitleere.

Plötzlich war wieder alles wie sonst. Die Menschen bewegten sich weiter. Andere, die sich darüber gewundert hatten, daß sie so viele plötzlich nichts mehr taten, konnten sich an gewisse Dinge kaum noch erinnern, aber sie sahen wie Suko das Mädchen abstellte, das ihn aus großen Augen ins Gesicht schaute und wohl nicht begriff, was mit ihm geschehen war.

Suko lächelte der Kleinen zu, kam wieder hoch, und dabei gefror das Lächeln auf seinem Gesicht.

Jetzt wurde er ernst.

Das böse war da, das Böse mußte vernichtet werden und…

Jemand schrie auf. Dann wirbelte ein Körper auf den Inspektor zu. Er wollte ausweichen, stellte im letzten Moment fest, daß es Sarah Goldwyn war, die von Lucy Travers einen harten Stoß versetzt bekommen hatte, und Suko fing die alte Freundin auf.

Lucy brauchte freie Bahn.

Und die hatten sie bekommen.

Bevor sie irgend jemand daran hindern konnte, war sie zur Seite getaucht und zwischen die Neugierigen geraten. Sie kümmerte sich auch nicht um zwei Polizisten, sie rannte weiter und sprang auf die Gleise. Sie war so schnell, daß auch zugreifende Hände es nicht schafften, sie festzuhalten. Dabei gab sie wütende Schreie ab, schlug auf einen jungen Mann ein, der sie festhalten wollte, und hatte

plötzlich die Tunnelröhre erreicht, in die sie eintauchte.

Dann war sie weg.

Suko war nicht dazu gekommen, die Verfolgung aufzunehmen. Er hatte Lady Sarah wieder auf die Beine gestellt, und natürlich lagen ihm zahlreiche Fragen auf der Zunge.

»Du mußt sie kriegen, Suko!«

»Keine Sorge, das packen wir schon.«

»Nein, du!« Sarah hielt Suko fest und schüttelte ihn. »Die anderen wissen ja nicht, was mit ihr los ist.«

»Es reicht, daß wir es wissen!« sagte jemand.

Sarah drehte sich um.

John Sinclair sprang soeben aus dem Zug.

***

Ich will es vorwegnehmen. Lucy Travers hatte das allgemeine Durcheinander ausnutzen können und war verschwunden. Sie blieb es zunächst auch, obwohl sofort alle Ausgänge abgeriegelt wurden.

Lucy war verschwunden. Und sie hatte einen Toten hinterlassen. Der junge Mann im Wagen lebte nicht mehr.

Als Lady Sarah dies erfuhr, nickte sie. Wir sahen Tränen in ihren Augen glitzern, aber sie riß sich zusammen, damit sie uns einen Bericht über ihre Erlebnisse geben konnten. »Es war das kalte Grauen, John, und ich kam mir verdammt allein vor, obwohl der Wagen mit Menschen - Kindern - vollgestopft war. Kannst du dir vorstellen, wie das ist, wenn sich zwischen diesen unschuldigen Wesen ein Zombie oder was auch immer aufhält?«

»Ich weiß, daß es schlimm war.«

»Und fast ist es gutgegangen«, murmelte die Horror-Oma. »Jetzt möchte ich nur wissen, wie ihr hierhergekommen seid.«

»Das ist eine ziemlich lange Geschichte, Sarah.« Ich blickte Suko an.

»Willst du sie ihr erzählen?«

»Warum ich?«

»Weil ich einen Bekannten gesehen habe.«

Das stimmte auch. Ich kannte den Mann in seiner blauen Uniform. Es war ein Polizeioffizier, dessen Gesicht nicht eben freundlich aussah, als er mich sah.

»John Sinclair«, sagte er, »wo Sie sich aufhalten, ist das Grauen nicht weit.«

»Jetzt ist es verschwunden, Dean.«

»Und?«

»Haben Ihre Leute die Umgebung abgeriegelt?«

Captain Dean Summer nickte. »So gut wie möglich. Aber der Vorsprung ist wahrscheinlich zu groß. Sagen Sie mal, diese flüchtige Person ist tatsächlich eine Frau?«

»Ja.«
»Weiter.«
»Was wollen Sie denn hören?«
Dean Summers Urlaubsgesicht zeigte plötzlich einen gequälten Ausdruck. »Mann, das wissen Sie genau. Sie haben es bei Ihren Fällen doch oft mit Monstern zu tun, sage ich mal.«
»Stimmt.«
»Und in diesem Fall?«
»War es auch so.«
Summer grinste bissig. »Also halten wir nicht nach einer Frau Ausschau?«
»Richtig.«
»Was ist sie dann?«
»Ich weiß es noch nicht, und das ist keine Ausrede. Es kann so etwas wie ein zombiehaftes Geschöpf sein, aber sicher ist das auch nicht.«
»Lebende Leiche, Sinclair?«
»So ähnlich.«
»Scheiße.«
Daß er sofort akzeptierte, was hier vorgefallen war, bewies mir auch, daß Männer wie Dean Summer dazugelernt hatten. Sie lachten mich nicht mehr aus, wenn ich ihnen so etwas vorsetzte. Es hatte sich auch beim Yard herumgesprochen, daß es Dinge gab, die man nicht so einfach in irgendwelche Schubladen stecken konnte.
»Wie tötet man eine lebende Leiche, Sinclair?«
»Sie gar nicht. - Ich sehe mich nicht als einen Propheten an, aber ich denke schon, daß sie uns entwischt ist. Diese Person muß auf alle Eventualitäten vorbereitet gewesen sein. Sicherlich hat sie ihren Fluchtweg zuvor genau ausgekundschaftet.«
»Das heißt, wir können abziehen?«
»So denke ich mir das.«
Er war froh dabei, denn ein Wesen zu jagen, das dank einer unheimlichen Magie oder Kraft lebte, war nicht sein Fall. Per Sprechgerät zog er seine Männer ab.
Vielleicht war es falsch, doch ich war der Meinung, daß weniger oft mehr ist. Ich konnte mir vorstellen, daß dieses Wesen genau über gewisse Aktivitäten informiert war und so lange abwartete, bis sich ihm eine neue Chance bot.
Dann würde es wieder erscheinen.
Und darauf warteten wir.
»Viel Glück«, wünschte mir Summer noch, bevor er ging.

***

Auch der Tote war abtransportiert worden. Ich bekam noch den Arzt zu sprechen, der mir erklärte, wie der Mann ums Leben gekommen

war.

Dabei wurde seine Stimme immer leiser, und er gab zu, daß er so etwas noch nie erlebt hatte. »Wer tut das denn, Sinclair?«

»Das ist eine gute Frage. Zumindest war es kein Mensch.«

»Söldner töten so brutal.«

»Das war die Person bestimmt nicht.«

Wenn wir zu einem Fazit kamen, konnten wir mit relativ gutem Gewissen sagen, daß sich unser Einsatz gelohnt hatte. Außer dem jungen Mann war niemand getötet oder verletzt worden. Es hätte auch anders kommen können, da brauchte ich nur an die Kinder zu denken, von denen Lady Sarah berichtet hatte.

Der normale Betrieb lief inzwischen weiter. Wegen einer verschwundenen Person konnten nicht die Bahnen stillgelegt werden, auch wenn sie der pure Schrecken war.

Ich fand die anderen in einem Raum nahe der Überwachungszentrale.

Es war so etwas wie ein Pausenzimmer. Karg eingerichtet. Tische und Stühle standen kreuz und quer, doch an einem Tisch fand ich Sarah, Maria, Gordon Polvera und Suko.

Die beiden Frauen saßen zusammen und unterhielten sich. Sie unterbrachen ihr Gespräch, als ich eintrat. Ich nahm mir einen Stuhl und setzte mich zu ihnen.

»Nichts?« fragte Suko.

»So ist es.«

»Das hatten wir uns auch gedacht.«

Maria, deren Hände auf dem Tisch lagen, bewegte die Finger. »Das Böse ist schlau«, flüsterte sie. »Das Böse ist schlau, gefährlich und raffiniert. Es läßt sich nicht so einfach fangen. Es wird auf seine Chance warten, die sicherlich kommt.«

»Meinen Sie?«

Sie nickte mir zu.

»Und wo, bitte?«

»Irgendwo«, gab sie flüsternd zurück. Dann klopfte sie auf den Tisch.

»Ich bin mir sicher, daß sie den Bereich hier kaum verlassen wird. Lucy ist ein U-Bahn-Schreck. Wir müssen damit rechnen, daß sie wieder einsteigt und mitfährt.«

»Kann sein«, murmelte ich und hörte gleich darauf Sarahs Frage.

»Warum denn? Warum irrt sie durch diese Station, durch den Tunnel, die Röhre und sucht Menschen?«

»Weil sie es muß!« erklärte Maria überzeugt.

»Ach ja?«

»Sie ist nicht allein. Jemand steht hinter ihr, das weiß ich. Jemand, der sie erschaffen hat und…«

»Ja, ja«, meldete sich Polvera. »Ich habe sie schließlich überfahren,

und es muß jemand in der Nähe gewesen sein, der sie einfach weggeholt hat.«

»Ihr Erschaff er«, sagte Suko. Und Lady Sarah flüsterte: »So einer, wie es damals der Baron von Frankenstein gewesen ist.«

Keiner widersprach, denn im Prinzip hatte sie recht. Wir konnten es drehen und wenden, eine Person an diesem Tisch wußte am besten über Lucy Bescheid, und das war Lady Sarah. An sie wandten wir uns, um zu erfahren, ob diese Lucy ihr etwas über ihre Absichten mitgeteilt hatte.

»Nein, das hat sie nicht.«

»Aber sie wird ein Ziel haben!« warf Suko ein.

»Möglich.« Sarah malte mit dem Finger Kreise auf die Tischplatte. »Ihr könnt mich jetzt für eine überspannte Person halten oder es auch lassen, aber ich denke immer an die Frankenstein-Geschichte. Das von ihm erschaffene Monster war doch eher eine tragische Figur. Es kam mit seinem Leben nicht zurecht. Es suchte Schutz und Wärme bei anderen Menschen, doch diese Menschen lehnten es wegen seines Aussehens ab. Könnte diese Lucy Travers nicht einen ähnlichen Weg gehen?« Sie lächelte knapp. »Ich meine, daß auch sie bei den Menschen Schutz sucht, bei ihnen bleiben und von ihnen akzeptiert werden will.«

»Und wer sollte das sein?« fragte ich.

»Das herauszufinden, ist Sache der Polizei, also euer Job. Wir kennen den Namen. Vielleicht ist sie schon mal mit dem Gesetz in Konflikt geraten und registriert worden. Wenn ja, dann hat sie auch einen Hintergrund. Der sollte durchleuchtet werden.«

»Gute Idee«, gab Suko zu. »Und was meinst du, John?«

»Wir sollten telefonieren.« Suko stand bereits auf. Die Gesichter der anderen drei Personen zeigten eine leichte Enttäuschung, auch die Wahrsagerin hatte sich wohl mehr versprochen, wir aber machten ihr klar, daß es besser für sie war, wenn sie sich aus dem Fall heraushielt. Der Tod des jungen Mannes hätte ihr Warnung genug sein müssen.

»Dennoch werde ich hier am Piccadilly die Augen offenhalten«, erklärte sie uns.

»Das hoffen wir auch. Sollten Sie die Person sehen, dann bitte sofort anrufen.« Ich gab ihr meine Karte und auch einige Münzen, damit sie telefonieren konnte.

Sie lächelte etwas verlegen.

»Vier Augen sehen mehr als zwei«, sagt Sarah Goldwyn, und ich verzog das Gesicht, als hätte man mir saure Zitronenscheiben zwischen die Zähne gesteckt. So etwas Ähnliches hatte ich kommen sehen. Das konnte ja nicht gutgehen.

»Ist was, John?«

»Hör auf, Sarah. Du willst doch nicht etwa hier unten in der Station

bleiben?«
»Doch, das will ich.«
»Kauf lieber die Geschenke.«
»Das kann ich später noch erledigen. Es sind schließlich noch einige Wochen hin bis zum Fest.«
»Ja, ich weiß.«
»Ich könnte ja auch Jane Bescheid geben, daß sie ebenfalls hier unten eintrifft.«
»Wäre zumindest nicht schlecht.«
»Jedenfalls findest du mich in der Unterwelt«, sagte sie und lächelte.
»Maria ist jedenfalls der Überzeugung, daß Lucy hier wieder erscheinen könnte.«
»Warum befürchtet sie das?«
»Ein Fluch«, flüsterte mir die Wahrsagerin zu. »Ein Fluch, der sie in ein Versteck treibt, aber trotzdem noch nahe der Menschen. Das denke ich mir.«
»Ja, kann sein.«
Überzeugt hatte das nicht geklungen. Aber was war in diesem Fall schon überzeugend? Einzig und allein das mordende Geschöpf, das es geschafft hatte, die Gunst der Minute auszunutzen. Es war im Chaos verschwunden, um in seinem Versteck auf einen günstigen Zeitpunkt zu warten.
»Gut«, sagte ich zum Abschluß. »Wenn ihr dann hier unten bleiben wollt, werden wir uns auf jeden Fall noch sehen. Spätestens bei Einbruch der Dunkelheit, sage ich mal.«
»Wir warten, John.«
»Und paßt nur auf.«
»Werden wir, keine Sorge.«
So optimistisch, wie sich Lady Sarah und Maria gaben, waren Suko und ich nicht, aber ändern konnten wir auch nichts.

***

Wir hatten den Namen Lucy Travers, und das war wichtig. Schon auf der Fahrt zum Yard Building setzte ich mich telefonisch mit unserer Fahndungsabteilung zusammen und bat die Kollegen darum, doch nach dem Namen zu forschen.
»Bis wann, John?«
»In einer halben Stunde.«
»Das wird klappen.«
»Dann sind wir im Büro.«
Ich mochte vieles an London, aber den Verkehr nicht, der sich in den Wochen vor Weihnachten noch verdichtete. Da schienen alle aus ihren Höhlen zu kommen, um bewußt die City zu verstopfen, aber wir schafften es, innerhalb der nächsten halben Stunde unser Ziel zu

erreichen. Im Büro lag bereits ein Fax auf unserem Schreibtisch. Die Kollegen von der Fahndung hatten gut gearbeitet und auch etwas über Lucy Travers herausgefunden.

Sie war zweimal aufgefallen. Einmal wegen Drogenhandels, die hatte das Pech gehabt, irgendwelche Pillen an einen Streetworker zu verkaufen, der sich als Kunde ausgegeben hatte, und zum zweiten war sie, das lag erst wenige Wochen zurück, wegen Prostitution aufgefallen.

Bahnsteig-Prostitution, war das die Verbindung zur U-Bahn?

Sicherlich, denn in der Zeit hatte sie das Gelände bestimmt kennengelernt. Sie kannte Schlupflöcher und wußte, wohin sie verschwinden konnte, wenn Holland in Not war.

Lucy war einundzwanzig Jahre alt. Sie stammte aus dem Londoner Norden. Eine Adresse war auch angegeben, aber es gab keinen Hinweis auf einen Mann oder eine Person, die mit Lucy experimentiert hatte, um sie zu seinem Geschöpf zu machen.

Suko schüttelte den Kopf. »Das sieht nicht gut aus«, sagte er. »Die ist uns entwischt.«

Ich deutete auf die Adresse. »Wir können es dort einmal versuchen.«

»Willst du hinfahren?«

»Nein, anrufen.«

Es gab wohl kaum jemand, der heutzutage kein Telefon mehr besaß. Die Anschrift stimmte noch, und ich wählte die Nummer. Über einen Lautsprecher konnte Suko mithören. Es meldete sich eine Frauenstimme, die ziemlich müde und abgeschlafft klang.

»Bin ich mit Travers verbunden?«

»Ja, was wollen Sie?«

»Es geht um Lucy…«

»Hä?«

»Wohnt Sie noch bei Ihnen?«

»Hören Sie. Wer immer Sie auch sind, es ist mir scheißegal, ob Lucy noch bei mir wohnt oder nicht. Sie hat sich aus dem Staub gemacht und mich, ihre Mutter, sitzen lassen. Erst ihr Vater, dann sie. Ich will von beiden nichts mehr hören. Wenn Sie etwas mit ihr haben, Mister, dann machen Sie, was Sie wollen, ich jedenfalls…«

»Moment, so ist das nicht. Ich bin kein Freund oder Freier, sondern Polizist.« Ich stellte mich vor, und bei dem Begriff Scotland Yard pfiff die Frau durch die Zähne.

»Ein Yard-Bulle?« Sie mußte wieder lachen. »Dann hat es das Früchtchen ja stark getrieben.«

»Es geht.«

»Was wollen Sie denn von Lucy?«

»Nur eine Zeugenaussage.«

»Von wegen. So reden doch alle.« Ich verdrehte die Augen und kam

wieder auf das Thema zurück. »Wenn ich Sie richtig verstanden habe, Mrs. Travers, lebt Lucy nicht mehr bei Ihnen zu Hause.«

»Richtig.«

»Und Sie wissen nicht, wo wir sie jetzt finden können? Hat sie eine neue Wohnung?«

»Ja - die Straße.«

»Sie meinen, daß sie herumstromert.«

»So ähnlich, und sie schläft mal hier und mal da. Kommt darauf an, welche Freier sie sich aufgegabelt hat. Ich bin auch kein Kind von Traurigkeit, Mister, aber damit möchte ich nichts zu tun haben. Können Sie das verstehen?«

»Ja.«

»Dann wünsche ich Ihnen viel Spaß bei der Suche. Wenn Sie Lucy finden, sagen Sie ihr, daß ich noch einhundertunddrei Pfund von ihr bekomme, die sie mir gestohlen hat. So, und jetzt lassen Sie mich schlafen, ich muß nachher zur Nachtschicht.«

»Okay, danke.«

Sie hatte schon aufgelegt, und Suko, der mir gegenübersaß, hob die Schultern. »Sieht nicht gut aus.«

»Stimmt. Und kein Hinweis auf die Person, die Lucy zu dem gemacht hat, was sie ist.«

»Ein neuer Frankenstein.«

Ich winkte mit beiden Händen ab. »Hör ja auf! Ich finde es nicht lustig, wenn jemand eine Literaturgröße kopiert.«

»Wie bei Mallmann.«

Im Prinzip hatte Suko recht, denn Will Mallmann alias Dracula II sah sich als Nachfolger des echten Vlad Dracula, der seine Opfer auf so grausame Art und Weise umgebracht hatte.

»Wo könnte sie sich aufhalten?« murmelte ich.

»Bestimmt nicht bei ihrer Mutter. Den Faden hat sie abgeschnitten.«

»Bist du sicher?«

»Warum sollte sie?«

Ich hob die Schultern. »Weiß ich auch nicht. Sie braucht ein Versteck. Und wer kommt schon auf den Gedanken, sie dort zu suchen? Auf der anderen Seite hat sie sich lange genug auf U-Bahn-Stationen herumgetrieben, um dort genau Bescheid zu wissen. Ich denke, daß wir sie eher dort finden werden.«

»Wir können das Haus oder die Wohnung ihrer Mutter ja überwachen lassen.«

»Die Idee ist gut.« Überzeugt war ich davon allerdings nicht. Trotzdem wollten wir nichts unversucht lassen, und ich setzte mich mit den uniformierten Kollegen in Verbindung.

Unser Platz würde ein anderer sein.

Die U-Bahn-Station am Piccadilly!

***

Gordon Polvera hatte vorgehabt, bei den Frauen zu bleiben, doch er hatte sehr bald gemerkt, daß er nur störte. Er spürte, daß sie allein bleiben wollten, und er hatte die Konsequenzen gezogen und sich von ihnen verabschiedet. Sie hatten ihn noch gemahnt, vorsichtig zu sein, und er hatte es versprochen. »Außerdem wird meine Frau schon auf mich achtgeben, sie wartet auf mich.«

»Grüßen Sie Ihre Gattin.«

»Danke, Mrs. Goldwyn, werde ich machen.«

Die Bahn war Polveras Welt, auch jetzt noch, wo er mit diesen fürchterlichen Vorgängen konfrontiert worden war und sich das Verhältnis zu seinen Kollegen doch abgekühlt hatte. Einige von ihnen waren sauer auf ihn, sie hatten ihm einfach nicht geglaubt. Er hatte Dinge gesehen und erlebt, die es einfach nicht geben durfte.

Besonders Quinn McLaren hatte nicht eben auf seiner Seite gestanden.

Er wäre Polvera am liebsten losgeworden, und als Gordon wieder darüber nachdachte, da schrak er plötzlich zusammen, als er McLaren auf sich zukommen sah.

Auch das noch!

Sein Vorgesetzter hatte viel von seiner Arroganz verloren. Er war unsicher, das mußte er auch sein, denn die Vorgänge hier unten waren für die meisten Menschen noch immer unbegreiflich. Und wieder war Polvera am Ort des Geschehens gewesen.

»Ah, hier bist du!«

»Na und? Ich wollte nach Hause.«

»Warum?«

»Weil ich die Nase voll habe.«

»Komm mit.« McLaren schob den Mann dorthin, wo mehrere große Müllbeutel standen. Sie würden am nächsten Tag abgeholt werden und wurden von den Fahrgästen gemieden, denn niemand wollte sich in der Nähe des Abfalls aufhalten.

Der Betrieb lief längst wieder normal, aber die Furcht war geblieben, auch bei McLaren. »Egal, wie ich über dich gedacht habe, Gordon, ich habe mich eines Besseren belehren lassen. Sie ist also heute wieder dagewesen.«

»Das weißt du doch.«

»Ja - schon«, quetschte McLaren hervor. »Es ist mir nicht unbekannt, aber ich kann es nicht fassen. Es ist zu hoch für mich. Ich komme damit nicht zurecht.«

»Ich auch nicht.«

»Wer ist sie?«

»Ein Monster, Quinn. Diese Person ist ein verfluchtes Monster. Ein Geschöpf, das einmal tot gewesen ist, dann aber wieder

zusammengeflickt wurde.«
McLaren lachte nicht. Er bekam eine Gänsehaut und stöhnte leise auf.
»Komisch, jetzt glaube ich dir sogar. Du bist der einzige, der uns helfen kann.«
»Warum ich?«
»Weil du sie kennst.«
Polvera lachte den anderen an. »Hör doch auf damit. Ich kenne sie - na und? Ich weiß trotzdem nicht, wo sich die Travers, so heißt sie, aufhält. Da bin ich überfragt.«
Quinn McLaren schaute zu Boden, als wollte er jedes Staubkorn zählen.
»Hast du denn auch keine Vermutung?«
»Doch - schon.«
»Und welche?«
»Lucy Travers treibt sich noch hier herum, Quinn. Das kannst du mir glauben.«
McLaren schwankte zwischen geschockt und überrascht sein. Er holte einen Kaugummi hervor, riß das Papier ab und steckte sich das flache Viereck in den Mund. Dabei schaute er sich um, als befände sich Lucy bereits hinter ihm.
»Warum sagst du nichts, Quinn?«
»Scheiße«, murmelte McLaren. »Wenn es stimmt, was du meinst, wäre es dann nicht besser, daß wir anfangen zu suchen?«
»Klar. Und wo?«
»Na ja…«
»Hör zu, die kennt sich aus. Die verkriecht sich in den Tunnels. Die steigt plötzlich in einen Wagen und läßt die Hölle los.. Das habe ich schon alles mitbekommen. Oder hast du den Toten nicht gesehen?«
»Nein, nur das Blut.«
»Okay. Sie hat ihn mit den eigenen Händen gekillt. Sie brauchte nicht mal eine Waffe.«
»Hör auf.«
Polvera grinste ihn an. »Jetzt bist du nicht mehr der große Boß, wie? Deine Sicherheit ist weg - oder?«
»Ja.«
»Dein Problem. Ich werde jetzt gehen.«
»Du willst sie nicht suchen?«
»Bin ich denn verrückt?«
McLaren hob einen Finger. »Wenn diese Person nicht gefunden wird, dann werden wir mit einer verfluchten Angst leben müssen, das ist dir doch klar.«
»Stimmt.«
»Und das macht dir nichts aus?«

Polvera schlug Quinn auf die Schultern. »Ich habe mich daran gewöhnt, mein Junge. Aber schau dich hier unten um. Ich bin sicher, daß sie bald auftaucht.« Polvera ließ den Mann stehen und ging. Er hatte keine Lust mehr, sich mit McLaren zu unterhalten. Dafür war in der Vergangenheit zwischen den beiden einfach zu viel geschehen. Er wollte endlich raus aus dieser Unterwelt, und morgen war auch noch ein Tag.

Gordon Polvera ging die Treppe hoch und der Oberwelt entgegen. Er war nicht allein. Ein Strom von Fahrgästen trieb ihn voran, und er schaute immer wieder in die Gesichter der Frauen, um herauszufinden, ob sich Lucy Travers zwischen ihnen versteckt hielt.

Er sah sie nicht. Dafür aber stellte er fest, daß sich das Licht des Tages bereits verabschiedet hatte. Die Dämmerung hatte sich über London gelegt und ihre grauen Schatten geschickt.

Auch um diese Zeit wollten viele Menschen mit der U-Bahn fahren. Der Berufsverkehr begann erst richtig anzulaufen. Aus der Schachtöffnung hörte Polvera die zahlreichen Geräusche der Oberwelt, die ihm wie ein breiter Fluß entgegenströmten. Am Piccadilly herrschte immer Trubel, dieser Platz kam nie zur Ruhe. Das Zucken der Lichtreklamen, das Hupen der Autofahrer, die Stimmen, die Musik aus irgendwelchen Radios, Geräusche der Großstadt, die einfach immer da waren.

Auch Menschen kamen ihm entgegen. Männer, Frauen, Kinder. Er schaute in die Gesichter, die nicht mehr als flüchtige Schatten waren.

Sehen, registrieren, vergessen.

Bis auf eines.

Polvera blieb so plötzlich stehen, daß die hinter ihm gehenden Menschen gegen seinen Rücken stießen und sich lautstark beschwerten. Das war ihm egal. Er blieb auf der Treppe stehen. Der Strom teilte sich vor und hinter ihm. Polvera selbst hatte das Gefühl, als wären die Menschen dabei, sich innerhalb seines Sichtfeldes aufzulösen.

Nur eine Person sah er klar.

Es war Lucy.

Und sie ging direkt auf ihn zu!

Gordon Polvera hatte irgendwo mit einem Zusammentreffen gerechnet.

Wer immer hier Schicksal spielte, sorgte dafür, aber Polvera hatte sich keinerlei Gedanken darüber gemacht, wie er sich verhalten sollte.

Sie trug noch immer ihren Mantel, der offenstand. Er sah das verrutschte und schmutzige Kleid darunter, er sah das blasse Gesicht mit den großen Augen, und der einfallende Wind wehte ihr blondgraues Haar in die Höhe. Sie mußte eigentlich auffallen, aber sie fiel den anderen Menschen nicht auf, weil diese zu sehr mit sich selbst

beschäftigt waren.

Er hatte es genau gewußt. Es war alles so gekommen, wie er es sich ausgemalt hatte. Die Täterin zog es wieder an den Ort des Schreckens zurück.

Sie würde sich wieder zwischen den Menschen aufhalten, in irgendeinen Wagen steigen, sie würde versuchen, Kontakt aufzunehmen, und sie würde, wenn das nicht gelang, wieder töten.

In seiner Phantasie malte er sich die schrecklichsten Bilder aus, bis er plötzlich den Kopf schüttelte, im letzten Augenblick auf der Stufe kehrtmachte und zurückrannte.

Sie war wieder da. Er mußte die anderen warnen, die beiden Frauen und auch Sinclair sowie den Chinesen.

So schnell wie möglich jagte Polvera durch die Halle. Vielen Menschen wich er aus, einigen auch nicht. Er wußte ja, wo die Wahrsagerin und Mrs. Goldwyn warteten. Sie waren ungemein stark, jeder für sich, und bei ihnen fühlte sich Polvera sicher.

Nur hatte er diesmal Pech.

Als er die Tür aufriß, um in den Pausenraum zu laufen, sah er ihn menschenleer. Er blieb stehen, jammerte gequält auf und hatte den Wunsch, sich im Boden verkriechen zu wollen…

***

Gordon Polvera war noch nicht lange verschwunden, als Sarah Goldwyn die Veränderung bei Maria feststellte. Die Wahrsagerin saß nach wie vor auf ihrem Stuhl, aber sie wurde ungeduldig. Sie bewegte sich hin und her, schaute immer wieder zur Tür oder auch zu den Fenstern hin, die einen breiten Blick in die Halle zuließen.

Sie waren miteinander vertrauter geworden und duzten sich inzwischen.

»Was hast du, Maria?«

Sarah bekam keine Antwort. Maria schwieg, bewegte aber ihre Lippen.

Dann senkte sie den Kopf, um gegen die Tischplatte zu schauen. »Ich glaube, daß sie kommt.«

»Lucy ist hier?«

»Ja und nein.« Maria quälte sich, schlug die Hände vor das Gesicht, um sich zu konzentrieren. Nach einer Weile rückte sie dann mit der Antwort heraus. »Ich spüre das Böse nahen. Es… es … ist kein Irrtum. Das muß sie einfach sein.«

»Kommt sie denn her?«

»Das kann ich nicht genau sagen, aber wir müssen damit rechnen.«

Sarah wußte, daß sie sich auf diese Person verlassen konnte. »Okay, dann muß auch John Sinclair Bescheid wissen. Ich werde ihn anrufen.«

»Tu das.«

Lady Sarah eilte aus dem Raum. Telefone gab es genügend. Sie fand sogar einen freien Platz unter einer Haube, telefonierte mit ihrer Karte, und hoffte, den Geisterjäger noch in seinem Büro vorzufinden.

Vergebens. Weder er noch Suko waren da.

Sarah fluchte. Die nächste Nummer, die sie wählte, gehörte zum Autotelefon. Wahrscheinlich waren die beiden unterwegs zur Station.

Sie würde sie bestimmt…

Suko meldete sich.

»Du bist es, ein Glück!« Sarah sprudelte die nächsten Worte hervor und berichtete von Marias Ahnungen. »Ich bin fest davon überzeugt, daß sie schon hier ist.«

»Okay, wir kommen. Wo können wir dich finden?«

»Auf dem Bahnsteig.«

»Dann bleib dort.«

»Ja.«

Trotz ihrer Erregung war Sarah Goldwyn erleichtert. Einmal war Lucy ihnen allen entwischt, ein zweitesmal sollte das nicht passieren, und auch sie würde sich ihr in den Weg stellen, zusammen mit Maria. Daß sie Jane Collins noch anrufen wollte, daran hatte sie nicht gedacht, die andere Person war wichtiger.

Hinter ihr hatte bereits jemand auf das freie Telefon gewartet. Sarah verließ die Haube und ging denselben Weg wieder zurück. Diesmal allerdings vorsichtiger. Sie schaute sich immer wieder um, und sie sah sich auch so genau wie möglich die Menschen an, die es alle eilig hatten.

Lucy war nicht zu sehen, was nichts zu sagen hatte. Sie würde bestimmt raffiniert vorgehen und sich so in Deckung halten, daß sie nur mühsam entdeckt werden konnte.

Wichtig war Maria. Sie konnte das Böse spüren, und Maria würde ihr auch den Weg zeigen.

Sarah wünschte sich, so rasch wie möglich mit ihr sprechen zu können.

Sie lief wieder auf den Pausenraum zu, und das Wissen erreichte sie in dem Augenblick, als sie die Tür aufzog. Der Raum war leer!

***

Plötzlich stand Maria auf. Sie mußte es einfach tun, und sie würde sogar noch einen Schritt weitergehen, weil es keinen Sinn mehr hatte, noch länger zu warten.

Die Gefahr war dichter geworden. Sie hatte sich ihr genähert, sie befand sich nicht mehr in der Oberwelt, sondern war über die Treppe nach unten gekommen.

Der Tod lauerte schon…

An Sarah Goldwyn dachte sie nicht mehr, sosehr sie die Frau auch in der letzten Zeit schätzen gelernt hatte. Lucy war jetzt wichtiger.

Sekunden des Zögerns konnten ins Verderben führen. Die Düsternis befand sich auf dem Weg, um sich über die Menschen zu legen. Da lauerte jemand, der töten wollte, der Menschen zerreißen wollte, um ihr Blut zu sehen. Die bösen Kräfte konnten von der Wahrsagerin wie Ströme aufgenommen werden.

Sie war klein, sie war manchmal zu übersehen, aber in diesem Fall wuchs sie zu einer Größe heran, die schon sensationell war. Nicht körperlich, nein, da war etwas um sie herum, das auch den so eiligen Menschen auffiel.

Eine Aura, nicht siehtaber spürbar, und die Sinne der Menschen nahmen die Aura ebenfalls wahr. Sie wichen der Person aus, als hätten sie Befehle bekommen.

Maria lächelte. Bisher war sie immer nur die Geknechtete gewesen, von vielen verachtet, eine Bettlerin, die man einfach übersah.

Das hatte sich nun geändert. Die neue alte Kraft in ihr gab ihr den nötigen Mut. Mochten andere ihr gegenüber auch noch so schlecht sein, in diesen Augenblicken wußte sie, daß Leben und Tod gewisser Menschen allein von ihr abhingen.

Sie mußte es schaffen, die Gestalt zu stellen. Lucy sollte sich um sie kümmern, nicht um die anderen. Maria wollte es auf einen Kampf mit ihr ankommen lassen.

Sie ging so leicht und locker, beinahe beschwingt, so daß sie einfach den Eindruck haben mußte, über dem Boden zu schweben. Und sie wich nicht von ihrem Weg ab. Obwohl sie ihr Ziel nicht sah, wußte sie doch, daß der Weg genau hinführte.

Die Schwingungen in ihrem Kopf hatten sich verstärkt. Sie würden immer sein, sie waren das Zeichen, nicht von ihrem einmal eingeschlagenen Weg abzuweichen.

Maria schaute sich auch nicht um. Sie ging quer durch die Halle, in Richtung Bahnsteige.

Dort würden sie zusammentreffen. Wo die Züge aus der dunklen Röhre einliefen und sich auch Menschen versammelten.

Lucy brauchte Menschen.

Sie war einsam.

Sie wollte wieder zurück in ein Leben, das sie vor ihrem Tod geführt hatte.

Sehnsucht… aber auch Brutalität und Gnadenlosigkeit, denn sie ging mit äußerster Entschlossenheit gegen diejenigen vor, die sich ihr in den Weg stellten.

Wie der junge Mann in der U-Bahn, von dem Sarah Goldwyn berichtet hatte.

Die Wahrsagerin blieb stehen, als hätte eine ausgestreckte Hand sie

gestoppt. Sie saugte den Atem tief ein und stellte fest, daß sich die Kante des Bahnsteigs nur mehr knapp eine Körperlänge von ihr entfernt befand. Soeben war ein Zug in der Röhre verschwunden. Bis der nächste hielt, würden vielleicht drei, vier Sekunden verstreichen.

Viel Zeit…

Maria schaute parallel zum Bahngleis entlang nach vorn. Das Böse war nicht verschwunden. Es tobte durch ihren Kopf. Es machte ihr Angst, weil es gleichzeitig so übermächtig geworden war.

Lucy Travers mußte in der Nähe sein!

Maria drehte sich auf der Stelle. Von der Halle her strömten die Fahrgäste herbei, die auf den nächsten Zug warten wollten. Männer, Frauen, zumeist Berufstätige. Keiner schaute den anderen dabei an, und doch gab es eine Person, die sich von den Gesichtern zahlreicher Menschen nicht lösen konnte. Sie war es!

Plötzlich stöhnte Maria auf. Ihre Knie durchströmte ein weiches Gefühl.

Es war schwer, normal stehen zu bleiben. Das Grauen glotzte sie an, sie wußte es genau, und sie hob den Kopf mit einer sehr langsamen Bewegung, als eine schwere Eisenstange auf ihrem Nacken explodierte.

Die Blicke trafen sich.

Leere Augen im Gesicht der Lucy Travers!

Und trotzdem ein Erkennen, denn sie hatte nur für einen Moment gestoppt um sich ihrer Sache sicher zu sein. Dann ging sie weiter, und es gab kein anderes Ziel für sie als Maria.

Noch immer trug sie denselben Mantel. Er schwang auf. Darunter war sie halbnackt. Die Nähte schimmerten in einem düsteren Rot, und dieser Tod auf zwei Beinen ließ sich durch nichts aufhalten. Mit einer wütenden Bewegung fegte Lucy ein Hindernis, einen jungen Schwarzen, aus dem Weg. Jetzt war die Bahn frei.

Und dann blieb sie stehen.

Sie war größer als Maria, schaute auf die kleine Wahrsagerin hinab, die sich auf nichts anderes mehr konzentrieren konnte, als auf die böse Person.

Nur sie beide!

Böse Blicke von seifen der Toten. Kein Atem, der aus dem Mund fuhr.

Maria bewegte ihre Lippen, als wollte sie der anderen etwas sagen, doch sie wußte nicht, was.

Alte Bannsprüche und Formeln, auch die alten Gebete, das alles kannte sie, aber ihr fielen die Texte nicht mehr ein. Sie war blockiert und deshalb hilflos geworden.

Das wußte auch Lucy. Sie lächelte. Sic kam noch näher, und sie streckte dabei ihren rechten Arm aus. Dann lenkte sie ihn und ihre griffbereite Hand. Sie fand einen Platz auf der linken Schulter der

Wahrsagerin.
Jeden einzelnen Finger spürte Maria, so stark drückte er durch den Stoff gegen ihre Haut.
»Ich habe dich…«
Maria schwieg.
»Und ich werde dich töten!«
Die Wahrsagerin sagte kein Wort. Sie hörte hinter sich ein typisches Brausen. Es war der Vorbote eines einfahrenden Zuges, und auch um die beiden herum verdichtete sich die Traube der Fahrgäste. Doch niemand nahm Notiz von ihnen.
Endlich fand Maria Worte. »Nein, du darfst nicht mehr leben. Du bist es nicht wert. Du bist kein Mensch mehr, hörst du?«
Lucy lachte. Sie verstärkte ihren Griff und drehte die wesentlich kleinere Frau dabei herum, damit sie mit dem Rücken zum Bahnsteig stand.
Das war auch der Moment, wo Lady Sarah ihre neue Verbündete entdeckt hatte.
»Maria!« schrie sie und rannte los…

***

Die Zeit drängte. Das wußten Suko und ich genau, und wir wußten auch, wie quälend es war, sich durch den chaotischen Verkehr zu wühlen.
Der Anruf hatte uns noch im Wagen erwischt. Wenig später waren wir da nicht mehr zu finden, denn ich hatte den Rover kurzerhand nahe einer UBahn-Station geparkt, wir waren ausgestiegen und in die Tiefe gehetzt.
Mit der Bahn kamen wir rascher ans Ziel. Es waren nur zwei Stationen bis zum Piccadilly.
Diesmal war uns sogar das Glück hold. Als wir den Bahnsteig erreichten, lief der Zug gerade ein.
Himmel, wie lange dauerte es denn, bis alle Fahrgäste ausgestiegen waren! Wir standen wie unter Strom, warteten, zitterten, drängten uns dann vor, was nicht ohne Proteste bei den anderen und mit Entschuldigungen bei uns ablief, gingen nicht tiefer in den Wagen hinein, sondern blieben nahe der Tür stehen.
»Was hast du für ein Gefühl?« fragte Suko.
»Wie meinst du das?«
»Kommen wir zu spät?«
»Ich hoffe es nicht.«
Mein Freund nickte. Keiner stieg mehr ein; die Türen schwappten zu.
Endlich ging es weiter!
Ein sanfter Ruck, dann nahm der Zug Fahrt auf. Jetzt konnten wir nur noch hoffen, daß unser Plan aufging und das Wesen nicht

durchgedreht hatte…

***

Wäre ich doch vierzig Jahre jünger! schoß es der Horror-Oma durch den Kopf.

Sie war es nicht, sie kam nicht mehr so schnell voran, wie es hätte sein müssen. Bei jedem Schritt hatte sie den Eindruck, als wollte jemand ihre Füße zurückhalten.

Sie ruderte mit den Armen, bahnte sich so ihren Weg. Den Namen der Wahrsagerin hatte sie mittlerweile schon dreimal gerufen, ohne daß ihr ein Erfolg vergönnt worden wäre.

Maria konnte nicht mehr aus eigener Kraft handeln. Sie befand sich in der Gewalt dieses Monstrums, das nicht losließ. Lucy hatte die Wahrsagerin sogar zu den Schienen hin gedreht, und was das bedeuten konnte, darüber wollte Sarah Goldwyn erst gar nicht nachdenken.

Sie rannte noch immer. Sie keuchte. Die Lungen schmerzten. So etwas war sie nicht gewohnt.

Weg mit den Menschen, die ihr wie starre Säulen im Weg standen. Freie Bahn, schneller, noch schneller.

Ich kann nicht mehr! schoß es ihr durch den Kopf. Wieder wollte sie den Namen schreien und brachte nur ein Krächzen zustande.

Und dann tauchte der Zug auf.

Ein Ungeheuer, ein stählernes Monstrum. Der Zug fuhr in den Bahnsteig ein. Er war schnell, so verdammt schnell. Sarah bekam es mit, sie sah alles, und sie sah auch, wie Maria plötzlich einen harten Stoß versetzt bekam und zurück taumelte…

Der Zug war schon zur Stelle!

***

»Du bist tot! Du bist tot! Du bist tot!« Sie wiederholte immer wieder diesen einen Satz und hatte den Griff ihrer Klaue gleichzeitig noch verstärkt.

Maria bekam jedes Wort mit. Sie wollte es nicht glauben, daß alles nur ihr galt. Aber es gab keinen anderen in der Nähe, und Lucy drückte sie noch weiter herum.

Das Gleis… der Zug!

Marias Augen weiteten sich in vorausschauender Panik, während Lucy Travers Gesichtsausdruck gleichgeblieben war. Kalt, abgebrüht und mörderisch.

Das Geräusch des einfahrenden Zugs erwischte die Ohren der Wahrsagerin. Sie ahnte den mächtigen langen Schatten mehr, als daß sie ihn sah. Sie wußte Bescheid, die Geräusche verstärkten sich und waren jetzt ganz in ihrer Nähe, zu nahe…

Tödlich nahe.

Er war da.
Sie hörten Lucys Lachen. Und sie lachte noch immer, als sie Maria den harten Stoß versetzte.
Wie eine Puppe wurde die Frau davongewirbelt. Sie prallte gegen den noch fahrenden Zug und hatte das Gefühl, von einem riesigen Hammer erwischt zu werden. Der preßte ihren Körper nicht nur von den Seiten zusammen auch von oben, und die mächtige und monströse Kraft drückte die kleine, schmale und doch so mutige Frau in den Spalt zwischen Zug und Bahnsteigkante, wo sie plötzlich verschwand und ihren Tod nichts mehr aufhalten könnte.
Lucy aber lachte, während die übrigen Zeugen vor Entsetzen stumm waren…

***

Piccadilly Circus - endlich! Wir waren da, wir rollten ein, wir schauten durch das Türfenster auf den Bahnsteig hinaus, wo die Kulisse ablief und allmählich ihre verschwommenen Formen verlor und sich die normale Welt herauskristallisierte.
Gesichter, Gestalten - Frauen und Männer.
Maria und Lucy!
Wir sahen sie zugleich, und wir bekamen noch aus den Augenwinkeln die Bewegung mit, als die Wahrsagerin nach vorn gestoßen wurde, direkt gegen den Zug.
Den Aufprall hörten wir nicht, doch wir waren kreideweiß geworden und lauschten dem Geräusch der Bremsen.
Sie war also da.
Und sie hatte getötet!
Endlich stoppte der Zug. Die Türen würden sich öffnen, aber diesmal war es anders als sonst. Das Entsetzen hatte auf dem Bahnsteig eine Heimat gefunden, es hatte eine Tote gegeben, und die Mörderin, so hofften wir, würde sich noch am Zug aufhalten.
Alle Vorgänge liefen in der normalen Geschwindigkeit ab, doch wir waren am Tatort vorbeigefahren und mußten wieder zurück.
Endlich öffneten sich die Türen - endlich konnten wir ins Freie, und wir hörten die Schreie von rechts, wo wir auch die Traube aus Menschen sahen, die sich dort versammelt hatte, wo das Grauen seinen tödlichen Abschluß gefunden hatte.
Lucy Travers war noch da, das wußten wir. Und diesmal würde sie uns nicht entwischen…

***

Lady Sarah hatte nicht stoppen können, trotz der schrecklichen Tat. Sie war zu einer Maschine geworden, deren Beine sich automatisch zu bewegen schienen, und sie hatte es auch geschafft, ihr Denken abzustellen. Sie wollte Lucy Travers!

Die Horror-Oma wunderte sich, wie schnell man ihr Platz schuf. Niemand stellte sich ihr mehr in den Weg, die Menschen waren nicht mehr als Statisten in einer vom Tod diktierten Umgebung.

Daß der Zug angehalten hatte, bekam Sarah kaum mit, denn sie hatte nur Augen für Lucy Travers. Die Untote oder wie man sie auch immer nennen sollte, hatte den Mord geschafft. Sie war zudem stolz darauf, denn sie hatte sich wieder aufgerichtet und schaute aus großen Augen triumphierend an der Wagenschlange entlang, in der Lücken entstanden, als sich die Türen öffneten.

Nur noch wenige Schritte.

Dann war Sarah da.

»Mörderin!« brüllte sie mit letzter Kraft. Sie hätte auch jetzt nicht mehr stoppen können. Mit ihrem gesamten Gewicht prallte sie gegen die künstliche Frau.

Diesen Stoß konnte selbst Lucy nicht mehr ausgleichen. Beide Frauen landeten am Boden. Die wesentlich ältere Sarah hatte zudem das Glück, auf der anderen liegenbleiben zu können, so war sie nicht zu hart gefallen, aber Lucy ging sofort in die Offensive. Ihre Klauen suchten Sarahs Hals und fanden ihn. Es war Lucy egal, ob ihr jemand zuschaute.

Sie würde auch einen zweiten und dritten Mord durchführen…

***

Das durfte nicht wahr sein!

Vor uns rannte Lady Sarah Goldwyn. Und sie bewegte sich dabei, als wäre sie mit ihren Kräften am Ende. Sie mußte alles aus ihrem Körper herausgeholt haben. Der Vorsprung zu uns war so groß, daß wir keine Chance hatten, Lucy Travers vor ihr zu erreichen.

Beide Personen prallten zusammen und stürzten auf den Bahnsteig.

Keiner von uns wußte, welcher Teufel Sarah geritten hatte, aber uns beiden war sehr wohl klar, daß sie es einfach nicht schaffen konnte. Eine Gestalt wie Lucy war immer stärker.

Was um uns herum geschah, kümmerte uns nicht. Es war einzig und allein wichtig, Sarah zu retten und das andere Wesen ein für allemal auszuschalten.

Rutschend kamen wir zum Stillstand. Suko bückte sich gedankenschnell.

Er umklammerte die Horror-Oma, um sie von Lucy wegzureißen, aber deren Griff war furchtbar. Die kalten Totenfinger hatten sich buchstäblich in die Haut des Halses eingegraben.

Suko fluchte.

Ich hörte nicht auf ihn, denn ich war neben Lucys Kopf auf die Knie gefallen und hatte meine Beretta gezogen. Sarah lag auf dem künstlichen Geschöpf, sie konnte sich nicht mehr wehren, ihr Gesicht

hatte einen so erschreckenden Ausdruck angenommen, daß in mir die kalte Angst um sie hochstieg.
Ich setzte die Waffe an.
Die Mündung preßte ich genau zwischen die Augen des Monstrums, das ja kein Mensch mehr war.
Dann drückte ich ab.
Ich hatte genau in diesem Moment die Augen geschlossen, konnte einfach nicht hinschauen, und als ich die Augen wieder öffnete, da sah der Kopf anders aus.
Er war halb zerrissen, er lag auf der Seite, die Kugel steckte in ihm und glühte wie heißes Eisen.
Suko zerrte Lady Sarah weg. Ich lauschte meinem eigenen Stöhnen, während wieder eine Sirene heulte und die ersten Uniformierten erschienen. Keine Lucy Travers würde mehr durch die U-Bahn-Stationen schleichen, um Terror zu verbreiten. Sie war endgültig vernichtet, und diesmal hatte es eine einfache Silberkugel geschafft.
Ich erhob mich.
Menschen starrten mich an. Sie sahen, daß Suko unsere Freundin Sarah auf den Armen liegen hatte und wegbrachte, und sie sahen mich zu einer Stelle hingehen, wo jemand verschwunden war.
Es mußte ein fürchterlicher Tod für Maria gewesen sein. Was von ihr übriggeblieben war, wollte ich mir nicht anschauen. Mir reichte der dicke Blutfleck auf dem Wagen…

***

Der Krankenwagen stand direkt an der nach unten führenden Treppe der Station. Das Licht auf dem Dach drehte sich in einer gespenstischen Lautlosigkeit, und mir zitterten schon die Beine, als ich auf den Wagen zuging. Da würde ich erfahren, wie es um Sarah Goldwyn stand. Ihren letzten Gesichtsausdruck hatte ich noch in guter Erinnerung. Er war für mich deprimierend gewesen.
Tot oder…?
Die hintere Tür wurde aufgedrückt. Von mir und auch von zahlreichen Neugierigen gesehen, verließ Suko den Krankenwagen. Er schloß die Tür, schaute mich an und entdeckte die verzweifelte Frage in meinen Augen.
Er lächelte.
Das rotierende Licht auf dem Wagendach blendete mich etwas, deshalb drehte ich den Kopf zur Seite. »Sie lebt?«
»Ja. Und sie wird auch weiterhin leben, wenn sie aus ihrer Bewußtlosigkeit erwacht ist.«
Mir fiel ein Stein vom Herzen, den Suko sogar poltern hören mußte.
»Das ist es aber nicht gewesen - oder?« fragte er mich.
»Stimmt. Wir haben das Produkt vernichten können, aber wir kennen

den Hersteller nicht.«

Der Inspektor schaute in den dunklen Himmel über der Stadt. »Es will mir überhaupt nicht gefallen, daß sich hier jemand herumtreibt, der sich als Doktor Frankenstein fühlt. Sein erster Versuch ist fehlgeschlagen. Wann müssen wir mit einem zweiten rechnen?«

»Hoffentlich nicht so bald.«

»Jedenfalls haben wir keine Spur.«

Das stimmte, und es ärgerte mich. Mir taten auch die Menschen leid, die gestorben waren. Wie gern hätten wir Maria gerettet, diese kleine, so ungemein sympathische Frau.

Doch sie war tot. Wir hatten wieder einmal erkennen müssen, daß mit dem Schicksal kein ewiger Bund zu flechten war. Das machte immer, was es wollte.

Vielleicht war das Leben auch deshalb so spannend…

ENDE